



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Abentheuer der Sylvester-Nacht.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

und gerade auf Deinem Rittergut in Atlantis! — Aber ich Armer! — bald — ja in wenigen Minuten bin ich selbst aus diesem schönen Saal, der noch lange dein Rittergut in Atlantis ist, verjagt in mein Dachstübchen, und die Knechtlichkeiten des bedürftigen Lebens würgen meinen Sinn, und mein Blick ist von tausend Nebeln wie von dickem Nebel umhüllt, das ich wohl nie wieder die Erde schauen werde.“ — Da klopfte mir der Archimedes Lindhorst leise auf die Achsel und sprach: „Still, Verehrter! Klagen Sie nicht so! — Warum Sie nicht so eben selbst in Atlantis, und haben Sie denn nicht auch dort wenigstens einen artigen Meierhof als persönliches Besitzthum Ihres innern Sinns? — Ist denn überhaupt des Ansehens Seligkeit etwas Anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimniß der Natur offenbart?“

Ende des Märchens.

III.

Die Abentheuer der Sylvester-Nacht.

Vorwort des Herausgebers.

Der reizende Entschluß, aus dessen Tagebuche abermals ein Gallisches Familienidyll mitgetheilt wird, trennt offenbar sein inneres Leben so wenig von andern, daß man beider Gesänge kaum zu unterscheiden vermöge. Aber was Du, gültiger Leser! diese Gesänge nicht deutlich wahrnimmst, loht die kritische Dich vielleicht beider, und unverschämtes lobest Du Dich in den hundert Zauberräucher, dessen seltsame Gestalten recht in Dein äußeres Leben treten und mit Dir auf Du und Du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß Du in mir dich anerkennst, ja daß Du, ihrem wunderbarlichen Zweig zu hingegen, manchmal kleinen Frevlerhauer, den sie, häßlich Dich fassend, Dir zeigen könnten, wüßst ertragen müßest, dann bitte ich, gültiger Leser! nicht von Heizen. Was kann ich mehr für den reizenden Entschluß thun, den man immer überall, und so auch am Sylvester-Abend in Berlin, so viel Schönes und Tadel begehrt ist?

1.

Die Geliebte.

Ich hatte den Tod, den eiskalten Tod im Herzen, ja aus dem Innersten, aus dem Herzen heraus stach es wie mit spitzigen Eiszapfen in die gluthdurchströmten Nerven. Wild rannte ich, Hut und Mantel verhasst, hinaus in die finstere stürmische Nacht! — Die Thürschwänne knarnten, es war, als rühre die Zeit hörbar ihr röchelndes furchtbares Häderwerk, und gleich werde das alte Jahr wie ein schweres Gewicht dumpf hinabrollen in den dunkeln Abgrund. — Du weißt es ja, daß diese Zeit, Weihnachten und Neujahr, die Such Allen in sich heller herrlicher Freudigkeit aufsteht, mich immer aus trüblicher Klause hinauswirft auf ein wogendes tosendes Meer. Weihnachten! das sind Festtage, die mir in freundlichem Stimmer lange entgegenleuchten. Ich kann es nicht erwarten — ich bin besser, kindlicher als das ganze Jahr über, keinen finstern, gehässigen Gedanken nähert die der wahren Himmelsfreude geöffnete Brust; ich bin wieder ein vor Lust jauchzender Knabe. Aus dem bunten vergoldeten Schmuckwerk in den lichten Christbuden lachen mich holde Engelgesichter an, und durch das lärmende Gewühl auf den Straßen gehen, wie aus weiter Ferne kommend, heilige Dregellänge: „denn es ist uns ein Kind geboren!“ — Aber nach dem Feste ist Alles verhallt, erlöschend der Schimmer im trüben Dunkel. Immer mehr und mehr Blüthen

fallen jedes Jahr verwehlt bei ab, ihr Keim erlösch auf ewig, keine Frühlingssonne entzündet neues Leben in den verdorrten Aesten. Das weiß ich recht gut, aber die feindliche Macht rückt mir das, wenn das Jahr sich zu Ende neigt, mit hämischer Schadenfreude unaufhörlich vor. „Siehe,“ läpelt's mir in die Ohren, „wie viel Freuden schieden in diesem Jahr von Dir, die nie wiederkehren, aber dafür bist Du auch klüger geworden und hältst überhaupt nicht mehr viel auf schöne Lustigkeit, sondern wirst immer mehr ein ernster Mann — ganzlich ohne Freude.“ Für den Sylvester-Abend spart mir der Teufel jedesmal ein ganz besonderes Feststück auf. Er weiß im richtigen Moment, recht furchtbar höhrend, mit der scharfen Krallen in die Brust hineinzufrähen und weidet sich an dem Herzblut, das ihr entquillt. Hülfe findet er überall, so wie gestern der Justizrath ihm wacker zur Hand ging. Bei dem (dem Justizrath) meine ich) giebt es am Sylvester-Abend immer große Gesellschaft, und dann will er, zum lieben Neujahr, Jedem eine besondere Freude bereiten, wobei er sich so ungeschickt und läppisch anstellt, daß alles Lustige, was er mühsam erfonnen, untergeht in komischem Jammer. — Als ich in's Vorzimmer trat, kam mir der Justizrath schnell entgegen, meinen Eingang in's Heiligthum, aus dem Thee und feines Räucherwerk herausdampfte, hindernd. Er sah überaus wohlgefällig und schlan aus, er lächelte mich ganz seltsam an, sprechend: „Freundchen, Freundchen, etwas Köstliches wartet Ihrer im Zimmer — eine Ueberraschung sonder gleichen am lieben Sylvester-Abend — erschrecken Sie nur nicht!“ — Das fiel mir auf's Herz, düstere Abnungen stiegen auf und es war mir ganz bekommen und ängstlich zu Muth. Die Thüren wurden geöffnet, rasch schritt ich vorwärts, ich trat hinein, aus der Mitte der Damen auf dem Sopha strahlte mir ihre Gestalt entgegen. Sie war es — Sie selbst, die ich seit Jahren nicht gesehen; die seligsten Momente des Lebens blühten in einem mächtigen zündenden Strahl durch mein Inneres — kein tödtender Verlust mehr — vernichtet der Gedanke des Scheidens! — Durch welchen wunderbaren Zufall sie hergekommen, welches Ereigniß sie in die Gesellschaft des Justizraths, von dem ich gar nicht wußte, daß er sie jemals gekannt, gebracht, an das Alles dacht ich nicht — ich hatte sie wieder! — Regungstlos, wie von einem Zauberschlag plötzlich getroffen, mag ich da gestanden haben; der Justizrath stieß mich leise an: „Nun, Freundchen — Freundchen?“ Mechanisch trat ich weiter, aber nur sie sah ich, und der gepreßten Brust entflohen mühsam die Worte: „Mein Gott — mein Gott, Julie hier?“ Ich stand dicht am Theetisch, da erst wurde mich Julie gewahr. Sie stand auf und sprach in beinahe fremdem Ton: „Es freut mich recht sehr, Sie hier zu sehen — Sie sehen recht wohl aus!“ — und damit setzte sie sich wieder und fragte die neben ihr sitzende Dame: „Haben wir künftige Woche interessantes Theater zu erwarten?“ — Du nahest Dich der herrlichen Blume, die in süßen heimischen Düften Dir entgegenleuchtet, aber so wie Du Dich beugst, ihr liebliches Antlitz recht nahe zu schauen, schießt aus den schimmernden Blättern heraus ein glatter, kalter Basilisk und will Dich tödten mit feindlichen Blicken! — Das war mir jetzt geschehen! — Läppisch verbeugte ich mich gegen die Damen, und damit dem Gistigen auch noch das Alberne hinzugesetzt werde, warf ich, schnell zurücktretend, dem Justizrath, der dicht hinter mir stand, die dampfende Tasse Thee aus der Hand in das zierlich gefaltete Tabot. Man lachte über meine Tölpelhaftigkeit. So war Alles zu gehöriger Tollheit vorbereitet, aber ich ermannte mich in resignirter Verzweiflung.

Julie hatte nicht getacht, meine irren Blicke trafen sie, und es war, als ginge ein Strahl aus herrlicher Vergangenheit, aus dem Leben voll Liebe und Poesie zu mir herüber. Da fing Einer an im Nebenzimmer auf dem Flügel zu fantasiren, das brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es hieß, Jener sey ein fremder großer Virtuose, Namens Berger, der ganz göttlich spiele und dem man aufmerksam zuhören müsse. „Klappre nicht so gräßlich mit den Theelöffeln, Menschen,“ rief der Justizrath und lud, mit sanft gebeugter Hand nach der Thür zeigend und einem süßen: „Eh bien!“ die Damen ein, dem Virtuosen näher zu treten. Auch Julie war aufgestanden und schritt langsam nach dem Nebenzimmer. Ihre ganze Gestalt hat etwas Fremdartiges angenommen, sie schien mir größer, herausgeformter in fast üppiger Schönheit, als sonst. Der besondere Schnitt ihres weißen, faltenreichen Kleides, Brust, Schultern und Nacken nur halb verbüllend, mit weiten bauschigen, bis an die Ellbogen reichenden Ärmeln, das vorn an der Stirn gefaltete, hinten in vielen Flechten sonderbar heraufgeschickte Haar gab ihr etwas Alterthümliches, sie war beinahe anzusehen, wie die Jungfrauen auf den Gemälden von Mieris — und doch auch wieder war es mir, als hab' ich irgendwo deutlich mit hellen Augen das Wesen gesehen, in das Julie verwandelt. Sie hatte die Handschuhe herabgezogen, und selbst die künstlichen um die Handgelenke gebundenen Armgehänge fehlten nicht, um durch die völlige Gleichheit der Tracht jene dunkle Erinnerung immer lebendiger und farbiger hervorzurufen. Julie wandte sich, ehe sie in das Nebenzimmer trat, noch mir herum, und es war mir, als sey das engel-schöne, jugendlich anmuthige Gesicht verzerrt zum höhnenden Spott; etwas Entsetzliches, Grauensvolles regte sich in mir, wie ein alle Nerven durchzuckender Krampf. „Der spielt himmlisch!“ liepette eine durch süßen Thee begeisterte Demoiselle, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ihr Arm in dem meinigen hing, und ich sie, oder vielmehr sie mich in das Nebenzimmer führte. Berger ließ gerade den wildesten Drkan daher brausen; wie donnernde Meereswellen stiegen und sanken die mächtigsten Akkorde, das that mir wohl! — Da stand Julie neben mir und sprach mit süßerer, lieblicherer Stimme, als je: „Ich wollte, Du sähest am Flügel und sängest mir von vergangener Lust und Hoffnung!“ — Der Feind war von mir gewichen und in dem einzigen Namen, Julie! wollte ich alle Himmelseligkeit aussprechen, die in mich gekommen. — Andere dazwischen tretende Personen hatten sie aber von mir entfernt. — Sie vermied mich nun sichtlich, aber es gelang mir bald ihr Kleid zu berühren, bald dicht bei ihr ihren Hauch einzuzathmen, und mir ging in tausend blinkenden Farben die vergangene Frühlingszeit auf. — Berger hatte den Drkan ausbrausen lassen, der Himmel war hell worden, wie kleine goldne Morgenwölkchen zogen liebliche Melodien daher und verschwebten im Pianissimo. Dem Virtuosen wurde reichlich verbienter Weisall zu Theil, die Gesellschaft wogte durcheinander, und so kam es, daß ich unversehends dicht vor Julien stand. Der Geist wurde mächtiger in mir, ich wollte sie festhalten, sie umfassen im wahn sinnigen Schmerz der Liebe, aber das verfluchte Gesicht eines geschäftigen Bedienten drängte sich zwischen uns hinein, der, einen großen Präsentirteller hinhaltend, recht widrig rief: „Befehlen Sie?“ — In der Mitte der mit dampfendem Punsch gefüllten Gläser stand ein zierlich geschliffener Pokal, voll desselben Getränkes, wie es schien. Wie der unter die gewöhnlichen Gläser kam, weiß je n e r am besten, den ich allmählig kennen lerne; er macht, wie der Clemens im Oktavian daherschreitend, mit einem Fuß einen angenehmen Schnöckel und sieht ungemein rothe Mäntelchen und rothe Federn. Diesen

fein geschliffenen und seltsam blinkenden Pokal nahm Julie und bot ihn mir dar, sprechend: „Nimmst Du denn noch so gern, wie sonst, das Glas aus meiner Hand?“ — „Julia — Julia,“ seufzte ich auf. Der Pokal erfassend berührte ich ihre zarten Finger, elektrische Feuerstrahlen bligten durch alle Pulse und Adern — ich trank und trank — es war mir, als küßten und leckten kleine blaue Flämmchen um Glas und Lippe. Gedeert war der Pokal, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich in dem nur von einer Klappre erleuchteten Kabiner auf der Ottomane saß — Julie — Julie neben mir, kindlich und fromm mich ansehend, wie sonst. Berger war auf's Neue am Flügel, er spielte das Andante aus Mozarts sublimem Gdur-Symphonien, und auf den Schwanenstüngen des Gesanges regte sich erhob sich alle Liebe und Lust meines höchsten Sonnenbens. — Ja es war Julie — Julie selbst, engelhaft und mild — unser Gespräch, sehnfüchtige Liebesklage, mehr Blick als Wort, ihre Hand ruhte in der meinigen. — „Nun lasse ich Dich nimmer, Deine Liebe ist der Funke, der in mir glüht, höheres Leben in Kunst und Poesie entzündend — ohne Dich — ohne Deine Liebe Alles todt und starr — aber bist Du denn nicht auch gekommen, damit Du mein bleibst immerdar?“ — So dem Augenblicke schwante eine töpische, spinnenbeinigte Figur mit herausstehenden Froschhauen herein und rief, recht widrig freischend und dämisch lachend: „Wo der Tausend ist denn meine Frau geblieben?“ Julie stand auf und sprach mit fremder Stimme: „Wollen wir nicht zur Gesellschaft gehen? mein Mann sucht mich. — Sie waren wieder recht amüßant, mein Lieber, immer noch bei Raune wie vorwärts, menagiren Sie sich nur im Dunkeln!“ — und der spinnenbeinigte Kleinmeister griff nach ihrer Hand; sie folgte ihm lachend in den Saal. — „Auf ewig verloren!“ schrie ich auf — „Ja gewiß, Godille, Liebster!“ meckerte eine Bomben spielende Bestie. Hinaus — hinaus rannte ich in die stürmische Nacht. —

2.

Die Gesellschaft im Keller.

Unter den Linden auf und ab zu wandeln mag sehr ganz angenehm seyn, nur nicht in der Sylvester-Nacht bei tüchtigem Frost und Schneegestöber. Das füllte ich Baarköpfiger und Unbemäntelter doch zuletzt, als durch die Fiebergluth Gieschauer fuhren. Fert ging es über die Oprenbrücke, bei dem Schlosse vorbei — ich bog ein, lief über die Schleusenbrücke bei der Mühle vorbei. — Ich war in der Jägerstraße dicht am Eiermannschen Laden. Da brannten freundliche Lichter in den Zimmern, schon wollte ich hinein, weil zu sehr mich froz und ich nach einem tüchtigen Schluck starken Getränkes durstete; eben strömte eine Gesellschaft in heller Fröhlichkeit heraus. Sie sprachen von prächtigen Auster und dem guten Eisler-Wein. „Nicht hatte Jener doch,“ rief Einer von ihnen, wie ich beim Laternenschein bemerkte, ein stattlicher Ulanenoffizier, „der voriges Jahr in Wang auf die verfluchten Kerle schimpfte, welche Anno 1794 durchaus nicht mit dem Eisler heraustrücken wollten.“ — Alle lachten aus voller Kehle. Unwillkürlich war ich einige Schritte weiter gekommen, ich blieb vor einem Keller stehen, aus dem ein einsames Licht herausschob. Fühlte sich der Schalksperische Heinrich nicht einmal so ermattet und demüthig, daß ihm die arme Creatur Dünmbier in den Sinn kam? In der That, mir geschah Gleiches, meine Junge letzte nach einer Flasche gutem

„Was beliebt?“ kam mir der Wirth, freundlich die Lippe rüchelnd, entgegen. Ich forderte eine Flasche gutes englischen Biers nebst einer tüchtigen Pfeife guten Tabaks, und befand mich bald in solch einem sublimen Wohlriechen, vor dem selbst der Teufel Respekt hatte und von mir abließ. — O Justizrath! hättest Du mich gesehen, wie ich aus Deinem hellen Dreezimmer herabsteigend war in den dunkeln Bierkeller, Du hättest Dich mit recht stolzer verächtlicher Miene von mir abgewendet und gemurmelt: „Ist es denn ein Wunder, daß ein solcher Mensch die zierlichsten Tabots raucht?“ —

Ich mochte ohne Hut und Mantel den Leuten etwas verwunderlich vorkommen. Dem Manne schwebte eine Frage auf den Lippen, da pochte es an's Fenster und eine Stimme rief herab: „Macht auf, macht auf, ich bin da!“ Der Wirth lief hinaus und trat bald wieder herein, zwei brennende Lichter hoch in den Händen tragend, ihm folgte ein sehr langer, schlanker Mann. In der niedrigen Thür vergaß er sich zu bücken und stieß sich den Kopf derb; eine barettartige schwarze Mütze, die er trug, verhinderte jedoch Beschädigung. Er drückte sich auf ganz eigne Weise der Wand entlang und setzte sich mir gegenüber, indem die Lichter auf den Tisch gestellt wurden. Man hätte beinahe von ihm sagen können, daß er vornehm und unzufrieden aussähe. Er forderte vertrieben Bier und Pfeife, und erregte mit wenigen Jagen einen solchen Dampf, daß wir bald in einer Wolke schwammen. Uebrigens hatte sein Gesicht so etwas Charakteristisches und Anziehendes, daß ich ihn trotz seines finstern Wesens sogleich lieb gewann. Die schwarzen reichen Haare trug er geschheitelt und von beiden Seiten in vielen kleinen Locken herabhängend, so daß er den Bildern von Rubens gleich. Als er den großen Manteltragen abgeworfen, sah ich, daß er in eine schwarze Kurtha mit vielen Schnüren gekleidet war, sehr frei es mir aber auf, daß er über die Stiefeln zierliche Pantoffeln gezogen hatte. Ich wurde das gewahr, als er die Pfeife ausklopfte, die er in fünf Minuten ausgeraucht. Unser Gespräch wollte nicht recht vor Statuten geben, der Fremde schien sehr mit allerlei seltenen Pflanzen beschäftigt, die er aus einer Kapsel genommen hatte und wohlgefällig betrachtete. Ich bezeugte ihm meine Bewunderung über die schönen Gewächse und fragte, da sie ganz frisch gepflückt zu seyn schienen, ob er vielleicht im botanischen Garten oder bei Bouzard gewesen. Er lächelte ziemlich seltsam und antwortete: „Botanik scheint nicht eben Ihr Fach zu seyn, sonst hätten Sie nicht so!“ — Er stockte, ich lächelte kleinlaut: „albern!“ — „gefragt!“ setzte er treuherzig hinzu. „Sie würden,“ fuhr er fort, „auf den ersten Blick Alpenpflanzen erkannt haben, und zwar, wie sie auf dem Schimborasso wachsen.“ Die letzten Worte sagte der Fremde leise vor sich hin, und Du kannst denken, daß mir dabei ganz wunderbar zu Muth wurde. Jede Frage ersah mir auf den Lippen; aber immer mehr regte sich eine Ahnung in meinem Innern, und es war mir, als habe ich den Fremden nicht sowohl oft gesehen, als oft gedacht. Da pochte es auf's Neue an's Fenster, der Wirth öffnete die Thür und eine Stimme rief: „Seid so gut Euren Spiegel zu verhängen.“ — „Aha!“ sagte der Wirth, „da kommt noch recht spät der General Suwarow.“ Der Wirth verhing den Spiegel, und nun sprang mit einer läppischen Geschwindigkeit, schwerfällig hurtig, möcht ich sagen, ein kleiner dürrer Mann herein, in einem Mantel von ganz seltsam bräunlicher Farbe, der, indem der Mann in der Stube herumhüpfte, in vielen Falten und Fältchen auf ganz eigene Weise um den Körper wehte, so daß es im Schein

der Lichter beinahe anzusehen war, als wären viele Gestalten aus und in einander, wie bei den Enstischen Fantasmagorien. Dabei rief er die in den weiten Kermeln versteckten Hände und rief: „Kalt! — kalt — o wie kalt! In Italia ist es anders, anders!“ Endlich setzte er sich zwischen mir und dem Großen, sprechend: „Das ist ein entsetzlicher Dampf — Tabak gegen Tabak — hätt' ich nur eine Priese.“ — Ich trug die spiegelblank geschliffene Stahldose in der Tasche, die Du mir einst schenktest, die zog ich gleich heraus und wollte dem Kleinen Tabak anbieten. Kaum erblickte er die, als er mit beiden Händen darauf zufuhr und, sie wegstoßend, rief: „Weg — weg mit dem abscheulichen Spiegel!“ Seine Stimme hatte etwas Entsetzliches, und als ich ihn verwundert ansah, war er ein Anderer worden. Mit einem gemüthlichen jugendlichen Gesicht sprang der Kleine herein, aber nun starrte mich das todtblasse, welke, eingefurchte Antlitz eines Greises mit hohlen Augen an. Boll Entsetzen rückte ich hin zum Großen. „Um's Himmelswillen schauen Sie doch,“ wollte ich rufen, aber der Große nahm an Allem keinen Antheil, sondern war ganz vertieft in seine Schimborasso-Pflanzen, und in dem Augenblick forderte der Kleine: „Wein des Nordens,“ wie er sich präzise ausdrückte. Nach und nach wurde das Gespräch lebendiger. Der Kleine war mir zwar sehr unheimlich, aber der Große wußte über geringsüßig scheinende Dinge recht viel Tiefes und Ergötzliches zu sagen, unerachtet er mit dem Ausdruck zu kämpfen schien, manchmal auch wohl ein ungehöriges Wort einmischte, das aber oft der Sache eben eine drollige Originalität gab, und so milderte er, mit meinem Innern sich immer mehr befreundend, den übeln Eindruck des Kleinen. Dieser schien wie von lauter Springfedern getrieben, denn er rückte auf dem Stuhle hin und her, gestikulirte viel mit den Händen, und wohl rieselte mir ein Gießstrom durch die Haare über den Rücken, wenn ich es deutlich bemerkte, daß er wie aus zwei verschiedenen Gesichtern herausab. Vorzüglich blickte er oft den Großen, dessen bequeme Ruhe sonderbar gegen des Kleinen Beweglichkeit abfiel, mit dem alten Gesicht an, wiewohl nicht so entsetzlich, als zuvor mich. — In dem Maskenspiel des irdischen Lebens sieht oft der innere Geist mit leuchtenden Augen aus der Larve heraus, das Verwandte erkennend, und so mag es geschehen seyn, daß wir drei absonderliche Menschen im Keller uns auch so angeschaut und erkannt hatten. Unser Gespräch fiel in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüthe kommt. „Das hat auch seinen Haken,“ sagte der Große. „Ach Gott,“ fiel ich ein, „wie viel Haken hat der Teufel überall für uns eingeschlagen, in Zimmerwänden, Lauben, Rosenhecken, woran vorbeistreichend wir etwas von unserm theuern Selbst hängen lassen. Es scheint, Verehrte! als ob uns Allen auf diese Weise schon etwas abhanden gekommen, wiewohl mir diese Nacht vorzüglich Hut und Mantel fehlte. Weides hängt an einem Haken in des Justizraths Vorzimmer, wie Sie wissen!“ Der Kleine und der Große sahen sichtlich auf, als träfe sie unverwehens ein Schlag. Der Kleine schaute mich recht häßlich mit seinem alten Gesichte an, sprang aber gleich auf einen Stuhl und zog das Tuch fester über den Spiegel, während der Große sorgfältig die Lichter putzte. Das Gerend der Große sorgfältig wieder auf, man erwähnte eines jungen wackern Malers, Namens Philipp, und des Bildes einer Prinzessin, das er mit dem Geist der Liebe und einer frommen Sehnen nach dem Höchsten, wie der Herrin tiefer heiliger Sinn es ihm entzündet, vollendet hatte. „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, hatte,“ „Zum Sprechen ähnlich, und doch kein Portrait, hatte,“ „Es ist so sonderbar ein Bild,“ meinte der Große. „Es ist so ganz wahr,“ sprach ich, „man möchte sagen, wie aus

dem Spiegel gestohlen.“ Da sprang der Kleine wild auf, mit dem alten Gesicht und funkelnden Augen mich anstarrend schrie er: „Das ist albern, das ist toll, wer vermag aus dem Spiegel Bilder zu stehlen? — wer vermag das? meinst Du, vielleicht der Teufel? — Hoho, Bruder, der zerbricht das Glas mit der tölpischen Kralle, und die feinen weißen Hände des Frauenbildes werden auch wund und bluten. Albern ist das. Hei! — zeig mir das Spiegelbild, das gestohlene Spiegelbild, und ich mache Dir den Meisterprung von tausend Klaster hinab, Du betrübter Bursche!“ — Der Große erhob sich, schritt auf den Kleinen los und sprach: „Mache Er sich nicht so unnütz, mein Freund! sonst wird Er die Treppe hinaufgeworfen, es mag wohl miserabel aussehen mit Seinem eignen Spiegelbilde.“ — „Ha ha ha ha!“ lachte und kreischte der Kleine in tollem Hohn, „ha ha ha — meinst Du? meinst Du? Hab' ich doch meinen schönen Schlagshatten, o Du jämmerlicher Gefelle, hab' ich doch meinen Schlagshatten!“ — Und damit sprang er fort, noch draußen hörten wir ihn recht hämisch meckern und lachen: „hab' ich doch meinen Schlagshatten!“ Der Große war, wie vernichtet, todtbleich in den Stuhl zurückgesunken, er hatte den Kopf in beide Hände gestützt und aus der tiefsten Brust athmete schwer ein Seufzer auf. „Was ist Ihnen?“ fragte ich theilnehmend. „O mein Herr,“ erwiederte der Große, „jener böse Mensch, der uns so feindselig erschien, der mich bis hieher, bis in meine Normalneipe verfolgte, wo ich sonst einsam blieb, da höchstens nur etwa ein Erdgeist unter dem Tisch aufducte und Brodkrümchen naschte — jener böse Mensch hat mich zurückgeführt in mein tiefstes Elend. Ach — verloren, unwiederbringlich verloren habe ich meinen — Leben Sie wohl!“ — Er stand auf und schritt mitten durch die Stube zur Thür hinaus. Alles blieb hell um ihn — er warf keinen Schlagshatten. Voll Entzücken rannte ich nach — „Peter Schlemihl — Peter Schlemihl!“ rief ich freudig, aber der hatte die Pantoffeln weggeworfen. Ich sah, wie er über den Gensdarmesthurm hinwegschritt und in der Nacht verschwand.

Als ich in den Keller zurückwollte, warf mir der Wirth die Thür vor der Nase zu, sprechend: „Vor solchen Gästen bewahre mich der liebe Herr Gott!“ —

3.

Erscheinungen.

Herr Mathieu ist mein guter Freund, und sein Thürsteher ein wachamer Mann. Der machte mir gleich auf, als ich im goldnen Adler die Hausklingel zog. Ich erklärte, wie ich mich aus einer Gesellschaft fortgeschlichen ohne Hut und Mantel, im leßtern stecke aber mein Hauschlüssel, und die taube Aufwärterin herauszupochen, sey unmöglich. Der freundliche Mann (den Thürsteher mein' ich) öffnete ein Zimmer, stellte die Lichter hin und wünschte mir eine gute Nacht. Der schöne breite Spiegel war verbängt, ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, das Tuch herabzuziehen und beide Lichter auf den Spiegeltisch zu setzen. Ich fand mich, da ich in den Spiegel schaute, so blaß und entsetzt, daß ich mich kaum selbst wieder erkannte. — Es war mir, als schwebte aus des Spiegels tiefstem Hintergrunde eine dunkle Gestalt hervor; so wie ich fester und fester Blick und Sinn da-

* Peter Schlemihls wunderbare Geschichte, mitgetheilt von Adalbert von Chamisso und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nürnberg bei J. L. Schöng. 1814.

rauf richtete, entwickelten sich in seltsam majestätischem Schimmer deutlicher die Züge eines hohen Frauenbildes — ich erkannte Julien. Von inbrünstiger Liebe und Sehnsucht besangen, seufzte ich laut auf: „Julia! Julia!“ Da stöhnte und ächzte es hinter den Gardinen eines Bettes in des Zimmers äußerster Ecke. Ich bewegte auf, immer ängstlicher wurde das Stöhnen. Julians Bild war verschwunden, entschlossen ergriß ich ein Schwert, riß die Gardinen des Bettes rasch auf und schaute hinein. Wie kann ich Dir denn das Gefühl beschreiben, das mich durchbelebte, als ich den Kleinen erblickte, der mit dem jugendlichen, wiewohl schmerzlich verzogenen Gesicht da lag und im Schlaf recht aus tiefster Brust aufseufzte: „Gialietta — Gialietta!“ — Der Name fiel zündend in mein Inneres — das Grauen vor mir gewichen, ich faßte und rüttelte den Kleinen nicht mehr, rufend: „He — guter Freund, wie kommen Sie in mein Zimmer, erwachen Sie und scheren Sie sich gefälligst zum Teufel!“ — Der Kleine schlug die Augen auf und blickte mich mit dunklen Blicken an: „Das war ein böser Traum,“ sprach er, „Danke sey Ihnen, daß Sie mich weckten.“ Die Worte klangen nur wie leise Seufzer. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Kleine mir jetzt ganz anders erschien, ja daß der Schmerz, von dem er ergriffen, in mein eignes Inneres drang und all mein Jörn in tiefer Wehmuth verging. Weniger Worte bedurfte es nur, um zu erfahren, daß der Thürsteher mir aus Versehen dasselbe Zimmer aufgeschlossen, welches der Kleine schon eingenommen hatte, daß ich es also war, der, unziemlich eingebrungen, den Kleinen aus dem Schlafe aufhörte.

„Mein Herr,“ sprach der Kleine, „ich mag Ihnen im Keller wohl recht toll und ausgelassen vorgekommen seyn, schieben Sie mein Betragen darauf, daß mich, wie ich nicht läugnen kann, zuweilen ein toller Spuk befangt, der mich aus allen Kreisen des Sittigen und Gehörigen hinaustrreibt. Sollte Ihnen denn nicht zuweilen Gleiches widerfahren?“ — „Ach Gott ja,“ erwiederte ich kleinmüthig, „nur noch heute Abend, als ich Julien wieder sah.“ — „Julia?“ brächte der Kleine mit niedriger Stimme und es zuckte über sein Gesicht hin, das wieder plötzlich alt wurde. „D lassen Sie mich ruhen — verhängen Sie doch gütigst den Spiegel, Wether!“ — dies sagte er ganz matt aus's Kissen zurückblickend. „Mein Herr,“ sprach ich, „der Name meiner auf ewig verlorenen Liebe scheint seltsame Erinnerungen in Ihnen zu wecken, auch variiren Sie merklich mit Dem angenehmen Gesichtszügen. Doch hoffe ich mit Ihnen ruhig die Nacht zu verbringen, weßhalb ich gleich den Spiegel verhängen und mich ins Bett begeben will.“ Der Kleine richtete sich auf, sah mich mit überaus milden, gutmüthigen Blicken seines Jünglings-Gesichts an, faßte meine Hand und sprach, sie leise drückend: „Schlafen Sie ruhig, mein Herr, ich merke, daß mir Unglücksgefährten sind. — Sollten Sie auch? — Julia — Gialietta — Nun dem sey, wie ihm wolle, Sie üben eine unverständliche Gewalt über mich aus — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen mein tiefstes Geheimniß entdecken — dann lassen, dann verachten Sie mich.“ Mit diesen Worten stand der Kleine langsam auf, hüllte sich in einen weißen weiten Schlafrock und schlich leise und recht gespensterartig nach dem Spiegel, vor den er sich hinstellte. Ach! — rein und klar warf der Spiegel die beiden Lichter, die Gegenstände im Zimmer, mich selbst zurück, die Gestalt des Kleinen war nicht zu sehen im Spiegel, kein Strahl reflektirte sein dicht herangebogenes Gesicht. Er wandte sich zu mir, die tiefste Verzweiflung in den Mienen, er drückte meine Hände: „Sie kennen nun mein grenzenloses Elend,“ sprach er, „Schlemihl, die reine gute Seele, ist beneidenswerth gegen mich Verwo-

ihn aus der Verämbung, in dicker dichter Finsternis taumelte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Vor dem Hause ergriff man ihn und hob ihn in einen Wagen, der schnell fortrollte. „Dieselben haben sich etwas alterirt, wie es scheint,“ sprach der Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte, in deutscher Sprache, „indessen wird jetzt Alles ganz vortreflich gehen, wenn Sie sich nur mir ganz überlassen wollen. Giulietta hat schon das Ihrige gethan und mir Sie empfohlen. Sie sind auch ein recht lieber junger Mann und inkliniren erstaunlich zu angenehmen Späßen, wie sie uns, mir und Giulietta, sehr behagen. Das war mir ein recht tüchtiger deutscher Tritt in den Nacken. Wie dem Amoroso die Zunge kirschblau zum Halse heraufhing — er sah recht possierlich aus, und wie er so krächzte und ächzte und nicht gleich abfahren konnte — ha — ha — ha —“ Die Stimme des Mannes war so wüthig höhrend, sein Schnitzschuad so gräßlich, daß die Worte Dolchstichen gleich in des Erasmus Brust fuhren. „Wer Ihr auch seyn mögt,“ sprach Erasmus, „schweig, schweig von der entsetzlichen That, die ich bereue!“ — „Bereuen, bereuen!“ erwiderte der Mann, „so bereut Ihr auch wohl, daß Ihr Giulietta kennen gelernt und ihre süße Liebe erworben habt?“ — „Ach, Giulietta, Giulietta!“ seufzte Erasmus. „Nun ja,“ fuhr der Mann fort, „so seyd Ihr nun kindisch, Ihr wünscht und wollt, aber Alles soll auf gleichem glattem Wege bleiben. Fatal ist es zwar, daß Ihr Giulietta habt verlassen müssen, aber doch könnte ich wohl, bliebt Ihr hier, Euch allen Dolchen Eurer Verfolger und auch der lieben Justiz entziehen.“ Der Gedanke bei Giulietta bleiben zu können, ergriff den Erasmus gar mächtig. „Wie wäre das möglich?“ fragte er. — „Ich kenne,“ fuhr der Mann fort, „ein sympathetisches Mittel, das Eure Verfolger mit Blindheit schlägt, kurz, welches bewirkt, daß Ihr ihnen immer mit einem andern Gesichte erscheint und sie Euch niemals wieder erkennen. So wie es Tag ist, werdet Ihr so aut seyn recht lange und aufmerksam in irgend einen Spiegel zu schauen, mit Euerm Spiegelbilde nehme ich dann, ohne es im mindesten zu verstehen, gewisse Operationen vor und Ihr seyd geborgen, Ihr könnt dann leben mit Giulietta ohne alle Gefahr in aller Lust und Freudigkeit.“ — „Fürchterlich, fürchterlich!“ schrie Erasmus auf. „Was ist denn fürchterlich, mein Werthefer?“ fragte der Mann höhniisch. „Ach, ich — habe, ich — habe,“ fing Erasmus an — „Euer Spiegelbild sitzen lassen,“ fiel der Mann schnell ein, „sitzen lassen bei Giulietta? — ha, ha, ha! Bravissimo, mein Bester! Nun könnt Ihr durch Furen und Wälder, Städte und Dörfer laufen, bis Ihr Euer Weib gefunden nebst dem kleinen Rasmus und wieder ein Familienvater seyd, wiewohl ohne Spiegelbild, worauf es Eurer Frau auch weiter wohl nicht ankommen wird, da Sie Euch lieblich hat, Giulietta aber nur Euer schimmerndes Traum-Ich.“ — „Schweige, Du entsetzlicher Mensch,“ schrie Erasmus. In dem Augenblicke nabte sich ein fröhlich singender Zug mit Hacken, die ihren Glanz in den Wagen warfen, Erasmus sah seinem Begleiter ins Gesicht und erkannte den häßlichen Doktor Dapertutto. Mit einem Satz sprang er aus dem Wagen und lief dem Zuge entgegen, da er schon in der Ferne Friedrichs wohlklingenden Bas erkant hatte. Die Fremde lehrten von einem ländlichen Mahle zurück. Schnell unterrichtete Erasmus Friedrichen von Allem was geschehen, und verschwieg nur den Verlust seines Spiegelbildes. Friedrich eilte mit ihm voran nach der Stadt, und so schnell wurde alles Nöthige veranstaltet, daß, als die Morgenröthe aufgegangen, Erasmus auf einem raschen Pferde sich schon weit von Florenz entfernt hatte. — Spilker hat manches Abenteuer auf-

geschrieben, das ihm auf seiner Reise begegnete. Am merkwürdigsten ist der Vorfall, welcher zuweilen den Verlust seines Spiegelbildes ihn recht seltsam fühlen ließ. Er war nämlich gerade, weil sein müdes Pferd Erholung bedurfte, in einer großen Stadt geblieben, und setzte sich ohne Arg an die stark besetzte Marktbank, nicht achtend, daß ihm gegenüber ein schöner Mann einen Spiegel hing. Ein Satan von Kellner, der hinter seinem Stuble stand, wurde gewahr, daß derselbe im Spiegel der Stuhl leer geblieben und sich nichts von der darauf sitzenden Person reflektire. Er theilte seine Bemerkung dem Nachbar des Erasmus mit, der seinem Nebenmann, es lief durch die ganze Tischreihe ein Gemurmel und Geflüster, man sah den Erasmus an, kam in den Spiegel. Noch hatte Erasmus gar nicht bemerkt, daß ihm das Alles galt, als ein ernsthafter Mann vom Tische aufstand, ihn vor den Spiegel führte, hinter sich und dann sich zur Gesellschaft wendend laut rief, „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!“ „Er hat kein Spiegelbild — er hat kein Spiegelbild!“ schrie Alles durch einander, „ein mauvais sujet, ein homo uerus, werft ihn zur Thür hinaus!“ — Voll Wuth und Schaam flüchtete Erasmus auf sein Zimmer, aber kaum war er dort, als ihm von Polizei wegen angedroht wurde, daß er binnen einer Stunde mit seinem vollständigen, völlig ähnlichen Spiegelbilde vor der Obrigkeit erscheinen oder die Stadt verlassen müsse. Er eilte von dannen, vom mäfigen Pöbel, von den Straßenjungen verfolgt, die ihm nachschrien: „Da reitet er hin, der dem Teufel sein Spiegelbild verkauft hat, da reitet er hin!“ — Endlich war er im Freien. Nun ließ er überall wo er hinkam, unter dem Vorwande eines natürlichen Uebsehers gegen jede Abpiegelung, alle Spiegel schnell verhängen, und man nannte ihn daher spottweise den General Suwarow, der ein Gleiches that.

Freudig empfing ihn, als er seine Vaterstadt und sein Haus erreicht, die liebe Frau mit dem kleinen Rasmus, und bald schien es ihm, als sey in ruhiger, friedlicher Häuslichkeit der Verlust des Spiegelbildes wohl zu verschmerzen. Es begab sich eines Tages, daß Spilker, der die schöne Giulietta ganz aus Sinn und Gedanken verloren, mit dem kleinen Rasmus spielte, der hatte die Händchen voll Fienrus und fuhr damit dem Papa ins Angesicht. „Ach, Vater, Vater, was hab'ich Dich schwarz gemacht, schau Mal her!“ So rief der Kleine und holte, ehe Spilker es hindern konnte, einen Spiegel herbei, den er, ebenfalls hinstehend, dem Vater vorhielt. — Aber gleich ließ er den Spiegel weinend fallen und lief schnell zum Zimmer hinaus. Bald darauf trat die Frau herein, Staunen und Schreck in den Mienen. „Was hat mir der Rasmus von Dir erzählt?“ sprach sie. „Das ich kein Spiegelbild hätte, nicht wahr, mein Liebchen?“ fiel Spilker mit erzwungenem Lächeln ein, und bemühte sich zu beweisen, daß es zwar unjännig sey zu glauben, man könne überhaupt sein Spiegelbild verlieren, im Ganzen sey aber nicht viel daran verloren, da jedes Spiegelbild doch nur eine Illusion sey. Selbstbetrachtung zur Eitelkeit führe, und noch dazu ein solches Bild das eigne Ich spalte in Wahrheit und Traum. Indem er so sprach, hatte die Frau von einem verhängten Spiegel, der sich in dem Wohnzimmer befand, schnell das Tuch herabgezogen. Sie schaute hinein, und als trafe sie ein Blitzstrahl sank sie zu Boden. Spilker hob sie auf, aber kaum hatte die Frau das Bewußtseyn wieder, als sie ihn mit Abscheu von sich stieß. „Verlasse mich,“ schrie sie, „fürchterlicher Mensch! Du bist es nicht, Du bist nicht mein Mann, nein — ein höllischer Geist bist Du, der mich um meine Seligkeit bringen, der mich verderben will.“ — Fort,

verlass mich, Du hast keine Macht über mich, Verdammt!" Ihre Stimme gellte durch das Zimmer, durch den Saal, die Hausleute liefen entsezt herbei, in wilder Wuth und Verzweiflung stürzte Erasmus zum Thore hinaus. Wie von wilder Raserei getrieben rannte er durch die einsamen Gänge des Parks, der sich bei der Stadt befand. Giulietta's Gestalt stieg vor ihm auf in der Ferne, da rief er laut: „Nächst Du Dich so, Engelsschönheit, da rief ich Dich verliebt und Dir statt Giulietta, dafür, daß ich Dich verliebt gab? Ha, Giulietta, meines Selbst nur mein Spiegelbild gab? Ha, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Seele, Sie hat mich verlassen, Sie, der ich Dich opferte. Giulietta, Giulietta, ich will ja Dein seyn mit Leib und Leben und Seele, ich will ja Dein seyn mit Leib und Leben und Seele.“ — „Das können Sie ganz süßlich, mein Herr.“ sprach Signor Dapertutto, der auf einmal in seinem scharlachrothen Rocke mit dem blizenden Stahlhüpfen nicht neben ihm stand. Es waren Trostworter für den unglücklichen Erasmus, deshalb achtete er nicht daran, sie zu hören, häßliches Gesicht, er blieb stehen und fragte mit recht kläglichem Ton: „Wie soll ich zu dem wieder finden, Sie, die wohl auf immer für mich verloren ist?“ — „Mit nichten,“ erwiderte Dapertutto, „Sie ist gar nicht weit von hier und sehnt sich sehr nach Ihnen, Sie, die wohl auf immer für mich verloren ist. Uebrigens giebt sie Ihnen, sobald sie sich Ihrer werthen Person, nämlich mit Leib, Leben und Seele sicher weiß, Ihr angenehmes Spiegelbild giatt und unerschert dankbarlichst zurück.“ „Führe mich zu ihr — zu ihr hin!“ rief Erasmus, „wo ist sie?“ — „Noch einer Kleinigkeit bedarf es,“ fiel Dapertutto ein, „bevor Sie Giulietta sehen und sich ihr gegen Erstattung des Spiegelbildes ganz ergeben können. Die- selben vermögen nicht so ganz über Dero werthe Person zu disponiren, da Sie noch durch gewisse Bande gefesselt sind, die erst gelöst werden müssen. — Dero liebe Frau nebst dem hoffnungsvollen Söhnlein.“ — „Was soll das?“ fuhr Erasmus wild auf. „Eine unmaßgebliche Trennung dieser Bande,“ fuhr Dapertutto fort, „könnte auf ganz leicht menschliche Weise bewirkt werden. Sie wissen ja von Florenz aus, daß ich wunderbare Medicamente geschickt zu bereiten weiß, da hab' ich denn hier so ein Hausmittelchen in der Hand. Nur ein paar Tropfen dürfen die genießen, welche Ihnen und der lieben Giulietta im Wege sind, und sie sinken ohne schmerzliche Bekehrde lautlos zusammen. Man nennt das zwar Herben, und der Tod soll bitter seyn; aber ist denn der Geschmack bitterer Mandeln nicht lieblich? und nur diese Bitterkeit hat der Tod, den dieses Flüsschen verdrängt. Sogleich nach dem fröhlichen Hinsinken wird die werthe Familie einen angenehmen Geruch von bitteren Mandeln verbreiten. — Nehmen Sie, Herr,“ er reichte dem Erasmus eine kleine Phiole hin. „Entseztlicher Mensch,“ schrie dieser, „kräften soll ich Weib und Kind?“ Wer spricht denn von Gift?“ fiel der Nothe ein, „nur ein wohlschmeckendes Hausmittel ist in der Phiole enthalten. Mir sünden andere Mittel, Ihnen Freiheit zu schaffen, zu Gebote, aber durch Sie selbst möcht' ich so ganz natürlich, so ganz menschlich wirken, das ist nun einmal meine Liebhaberei. Nehmen Sie getrost, mein Bester!“ — Erasmus hatte die Phiole in der Hand, er wußte selbst nicht wie. Gedankenlos rannte er nach Hause in sein Zimmer. Die ganze Nacht hatte die Frau unter tausend Klagens und Quaalen zugebracht, sie behauptete fortwährend, der Zurückgekommene sey nicht ihr Mann,

sondern ein höllischer Geist, der ihres Mannes Gestalt angenommen. So wie Spitzher ins Haus trat, floh Alles scheu zurück, nur der kleine Rasmus wagte es ihm nahe zu treten, und kindisch zu fragen, warum er denn sein Spiegelbild nicht mitgebracht habe, die Mutter würde sich darüber zu Tode grämen. Erasmus starrte den Kleinen wild an, er hatte noch Dapertutto's Phiole in der Hand. Der Kleine trug seine Lieblingstaube auf dem Arm, und so kam es, daß diese mit dem Schnabel sich der Phiole näherte und an dem Pfropfe pickte; sogleich ließ sie den Kopf sinken, sie war todt. Entsezt sprang Erasmus auf. „Verräther,“ schrie er, „Du sollst mich nicht verführen zur Hölle!“ — Er schleuderte die Phiole durch das offene Fenster, das sie auf dem Steinpflaster des Hofes in tausend Stücke zersprang. Ein lieblicher Mandelgeruch stieg auf und verbreitete sich bis ins Zimmer. Der kleine Rasmus war erschrocken davon gelaufen. Spitzher brachte den ganzen Tag von tausend Quaalen gefoltert zu, bis die Mitternacht eingebrochen. Da wurde immer reger und reger in seinem Innern Giulietta's Bild. Einst zersprang ihr in seiner Gegenwart eine Halschnur, von jenen kleinen rothen Beeren aufgezoogen, die die Frauen wie Perlen tragen. Die Beeren auflesend verbarz er schnell eine, weil sie an Giulietta's Halse gelegen, und bewahrte sie treulich. Die zog er jetzt hervor, und sie anstarrend richtete er Sinn und Gedanken auf die verlorne Geliebte. Da war es, als ginge aus der Perle der magische Duft hervor, der ihn sonst umfloss in Giulietta's Nähe. „Ach, Giulietta, Dich nur noch ein einziges Mal sehen und dann untergehen in Verderben und Schmach.“ — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als es auf dem Gange vor der Thür leise zu rücheln und zu rascheln begann. Er vernahm Fußtritte — es klopfte an die Thür des Zimmers. Der Athem stockte dem Erasmus vor ahnender Angst und Hoffnung. Er öffnete. Giulietta trat herein, in hoher Schönheit und Anmuth. Wahnsinnig vor Liebe und Lust schloß er sie in seine Arme. „Nun bin ich da, mein Geliebter,“ sprach sie leise und sanft, „aber sieh, wie getreu ich Dein Spiegelbild bewahrt!“ Sie zog das Tuch vom Spiegel herab, Erasmus sah mit Entzücken sein Bild der Giulietta sich anschniegender; unabhängig von ihm selbst warf es aber keine seiner Bewegungen zurück. Schauer durchbeben den Erasmus. „Giulietta,“ rief er, „soll ich denn rasend werden in der Liebe zu Dir? — Gieb mir das Spiegelbild, nimm mich selbst mit Leib, Leben und Seele.“ — „Es ist noch etwas zwischen uns, lieber Erasmus,“ sprach Giulietta, „Du weißt es — hat Dapertutto Dir nicht gesagt?“ — „Am Gott, Giulietta,“ fiel Erasmus ein, „kann ich nur auf diese Weise Dein werden, so will ich lieber sterben.“ — „Auch soll Dich,“ fuhr Giulietta fort, „Dapertutto keineswegs verleiten zu solcher That. Schlimm ist es freilich, daß ein Gelübde und ein Priesterfegen nun einmal so viel vermag, aber lösen muß Du das Band, was Dich bindet, denn sonst wirst Du niemals gänzlich mein, und dazu giebt es ein anderes besseres Mittel, als Dapertutto vorgeschlagen.“ — „Worin besteht das?“ fragte Erasmus heftig. Da schlang Giulietta den Arm um seinen Nacken, und den Kopf an seine Brust gelehnt lächelte sie leise: „Du schreibst auf ein kleines Blättchen Deinen Namen Erasmus Spitzher unter die wenigen Worte: Ich gebe meinem guten Freunde Dapertutto Macht über meine Frau und über mein Kind, daß er mit ihnen schalte und walte nach Willkühr und löse das Band, das mich bindet, weil ich fortan mit meinem Leibe und mit meiner unselbigen Seele angehören will der Giulietta, die ich mir zum Weibe erkohren, und der ich mich noch durch ein besonderes Gelübde auf immerdar verbinden werde.“ Es rieselte und zuckte

* Dapertutto's Phiole enthält gewiß reines Wasser, so-
dann Mandeln. Der Geruch einer sehr geringen Quantität dieses Wassers
(weniger als eine Linie) bringt die beschriebenen Wirkungen hervor. Doms
Verh. für med. Forschungen 1813. Mai bis Decbr. Seite 510.

dem Erasmus durch alle Nerven. Feuerküsse brannten auf seinen Lippen, er hatte das Blättchen, das ihm Giulietta gegeben, in der Hand. Riesengroß stand plötzlich Dapertutto hinter Giulietta und reichte ihm eine metallene Feder. In dem Augenblick sprang dem Erasmus ein Aederchen an der linken Hand und das Blut spritzte heraus. „Tunke ein, tunke ein — schreib, schreib,“ krächzte der Nothe. — „Schreib, schreib,“ mein ewig, einzig Geliebter,“ kispelte Giulietta. Schon hatte er die Feder mit Blut gefüllt, er setzte zum Schreiben an — da ging die Thür auf, eine weiße Gestalt trat herein, die gespenstlich starren Augen auf Erasmus gerichtet, rief sie schmerzvoll und dumpf: „Erasmus, Erasmus, was beginnst Du? — um des Heilandes willen, laß ab von gräßlicher That!“ Erasmus in der wahren Gestalt sein Weib erkennend, warf Blatt und Feder weit von sich. — Funkelnde Blitze schossen aus Giulietta's Augen, gräßlich verzerrt war das Gesicht, brennende Gurch ihr Körper. „Laß ab von mir, Höllelengelindel, Du sollst keinen Theil haben an meiner Seele. In des Heilandes Namen, hebe Dich von mir hinweg, Schlange — die Hölle glüht aus Dir.“ — So schrie Erasmus und stieß mit kräftiger Faust Giulietta, die ihn noch immer umschlungen hielt, zurück. Da gellte und heulte es in schneidenden Mithönen, und es rauschte wie mit schwarzen Rabensittigen im Zimmer umher. — Giulietta — Dapertutto verschwanden im dicken stickenden Dampf, der wie aus den Wänden quoll, die Lichter verlöschend. Endlich brachen die Strahlen des Morgenroths durch die Fenster. Erasmus begab sich gleich zu seiner Frau. Er fand sie ganz milde und sanftmüthig. Der kleine Rasmus saß schon ganz munter auf ihrem Bette; sie reichte dem erschöpften Mann die Hand, sprechend: „Ich weiß nun Alles, was Dir in Italien Schlimmes begegnet, und bedaure Dich von ganzem Herzen. Die Gewalt des Feindes ist sehr groß, und wie er denn nun allen möglichen Lastern ergeben ist, so schiebt er auch sehr, und hat dem Geküßt nicht widerstehen können, Dir Dein schönes, vollkommen ähnliches Spiegelbild auf recht hämische Weise zu entwenden. — Sieh doch einmal in jenen Spiegel dort, lieber, guter Mann!“ — Spikher that es, am ganzen Leibe zitternd, mit recht kläglicher Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus Spikher schaute heraus. „Dießmal,“ fuhr die Frau fort, „ist es recht gut, daß der Spiegel Dein Bild nicht zurückwirft, denn Du siehst sehr albern aus, lieber Erasmus. Begreifen wirst Du aber übrigens wohl selbst, daß Du ohne Spiegelbild ein Spott der Leute bist und kein ordentlicher, vollständiger Familienvater seyn kannst, der Respekt einlöst der Frau und den Kindern. Rasmuschen lacht Dich auch schon aus, und will Dir nächstens einen Schnaughart malen mit Kohle, wil Du das nicht bemerken kannst. Wandre also nur noch ein bißchen in der Welt herum und suche gelegentlich dem Teufel Dein Spiegelbild abzujagen. Hast Du's wieder, so sollst Du mir recht herzlich willkommen seyn. Küsse mich, (Spikher that es) und nun — glückliche Reise! Schicke dem Rasmus dann und wann ein paar neue Höschen, denn er rutscht sehr auf den Knien und braucht dergleichen viel. Kommst Du aber nach Nürnberg, so füge einen bunten Husaren hinzu und einen Pfefferkuchen, als liebender Vater. Lebe recht wohl, lieber Erasmus!“ — Die Frau drehte sich auf die andere Seite und schlief ein. Spikher hob den kleinen Rasmus in die Höhe und drückte ihn an's Herz; der schrie aber sehr, da setzte Spikher ihn wieder auf die Erde und ging in die weite Welt. Er traf einmal auf einen gewissen Peter Schlemihl, der hatte seinen Schlag Schatten verkauft; Beide wollten Compagnie gehen, so daß Erasmus Spikher den nöthigen Schlag Schatten werfen,

Peter Schlemihl dagegen das gehörige Spiegelbild reflektiren sollte; es wurde aber nichts daraus. Ende der Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde.

Postskript des reisenden Enthusiasten.

— Was schaut denn dort aus jenem Spiegel heraus? — Bin ich es auch wirklich? — O Julie — Giulietta — Himmelsbild — Höllelengel — Engelbild und Dual — Sehnsucht und Verzweiflung. — Du siehst, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann! daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt, und den Schlaf um die besten Träume betrügend, mir gar seltsame Gestalten in den Weg schiebt. Ganz erfüllt von den Erscheinungen der Zerstörung, glaube ich beinahe, daß jener Zwitscher wirklich von Dragant, sein Ehe eine Weibnacht- oder Neujahrsausstellung, die holde Julie aber jenes vorführerische Frauenbild von Rembrandt oder Gallew, das den unglücklichen Erasmus Spikher um sein selbnes ähnliches Spiegelbild betrog. Vergieb mir die!

IV.

Kreisleriana.

Der Herausgeber dieser Blätter traf im Herbst s. 3. mit dem ritterlichen Dichter des Sigurd, des Zauberringes, der Undine, der Corona etc. in Berlin auf das erfreulichste zusammen. Man sprach viel von dem wunderlichen Johannes Kreisler, und es mittelte sich nach, daß er auf höchst merkwürdige Weise in die Nähe eines ihm innigst verwandten Geistes, der nur auf andere Weise ins äußere Leben trat, gekommen seyn mußte. — Unter den nachgelassenen Papieren des Barons Wallborn, eines jungen Dichters, der in verfehlter Ehe den Wahnsinn fand und auch den lindernden Tod, mit dessen Geschichte de la Motte Fouqué in einer Novelle, Trion geheissen, früher beschrieb, war nämlich ein Brief aufgefunden worden, den Wallborn an den Kreisler geschrieben, aber nicht abgesendet hatte. — Auch Kreisler ließ vor seiner Entfernung einen Brief zurück. Es hatte damit folgende Bewandniß: — Schon lange galt der arme Johannes allgemein für wahnsinnig, und in der That stach auch sein Thun und Treiben, vorzüglich sein Leben in der Kunst, so grell gegen Alles ab, was vernünftig und schicklich heißt, daß an der innern Zerrüttung seines Geistes kaum zu zweifeln war. Immer erzentrischer, immer verwirrter wurde sein Vorgehen; so z. B. sprach er, kurz vor seiner Flucht aus dem Orte, viel von der unglücklichen Liebe einer Nachtigall zu einer Purpurnelke, das Ganze aber (meinte er) nichts als ein Adagio, und ließ nun wieder eigentlich ein einziger lang ausgehaltener Ton Julius, auf dem Rhome in den höchsten Himmel voll Liebe und Seligkeit hinaufschweben. Endlich gestand er mir, wie er seinen Tod beschloffen und sich im nächsten Walde mit einer übermäßigen Quantität erdolchen werde. So wurde oft sein höchster Schmerz auf eine schauerliche Weise skurril. Noch in der Nacht als er auf immer schied, brachte er seinem innigsten Freunde Hoffmann einen sorgfältig versiegelten Brief, mit der dringenden Bitte, ihn gleich an die Bekörte abzusenden. Das war aber nicht wohl thunlich, da der Brief die wunderliche Adresse hatte:

An den Freund und Gefährten in Liebe,
Leid und Tod!

Cito
par bonté.
Abzugeben in der Welt, nicht an der
großen Dornenhecke, der Wohnung
der Vernunft.

Verschlossen wurde der Brief aufbewahrt und es dem Besah überlassen, jenen Freund und Gefährten näher zu beschreiben. Es traf ein. Der Wallbornische Brief, gültig von de la Motte Fouqué mitgetheilt, setzte es nämlich außer allen Zweifel, daß Kreisler unter jenem Namen niemand Anders, als den Baron Wallborn gemeint hatte. Beide Briefe wurden mit Vorwort von Fouqué und Hoffmann, sie dürfen aber wohl auch hier der Muse abgedruckt, sie dürfen aber wohl auch hier schließlich den Kreislerianis, die der letzte Band der Fantastische Stücke enthält, vorangehen, da das eigne Zusammentreffen Wallborns und Kreislers dem geneigten Leser, in sofern er dem wunderlichen Johannes nur einmaßemaßen wohl will, nicht gleichgültig seyn kann.

So wie übrigens Wallborn in verfehrter Liebe den Wahnsinn fand, so scheint auch Kreisler durch eine ganz fantastische Liebe zu einer Sängerin auf die höchste Spitze des Wahnsinns getrieben worden zu seyn, wenigstens ist die Andeutung darüber in einem von ihm nachgelassenen Aufsatz, überschrieben: die Liebe des Künstlers, enthalten. Diesen Aufsatz, so wie mehrere andere, die einen Cyclus des Mein-Geistigen in der Musik bilden, könnten vielleicht bald unter dem Titel: „Nächte Stunden eines wahnsinnigen Musikers,“ in ein Buch gefaßt, erscheinen.

1.

Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeister Kreisler.

Ev. Wohlgeboren befinden sich, wie ich vernehme, seit geraumer Zeit mit mir in einem und demselben Falsch. Man hat nämlich Dieselben lange schon im Verdacht der Tollheit gehabt, einer Kunstliebe wegen, die etwas allzumerklich über den Leisten hinaugeht, welchen die sogenannte verständige Welt für dergleichen Messungen aufbewahrt. Es fehlte nur noch Eins, um uns Beide gänzlich zu Gefährten zu machen. Ev. Wohlgeboren waren schon früher der ganzen Geschichte überdrüssig geworden, und hatten sich entschlossen, davon zu laufen; ich hingegen blieb und blieb, und ließ mich quälen und verhöhnen, ja, was schlimmer ist, mit Rathsschlägen bombardiren, und fand während dieser ganzen Zeit im Grunde meine beste Erquickung in Ihren zurückgelassenen Papieren, deren Anschauung mir durch Fräulein von B., o Sternbild in der Nacht! — bisweilen vergeblich ward. Dabei fiel mir ein, ich müsse Dieselben schon früher einmal irgendwo gesehen haben. Sind Ev. Wohlgeboren nicht ein kleiner wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, welche man in einiger Hinsicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann? nämlich, weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter eine wunderliche Maske, aber dennoch hervorpröhrt mit gewaltigem Blitzen, feck, amuthig und furchtbar! Pflegen Ev. Wohlgeboren nicht einen Rock zu tragen, dessen Farbe man die allerletztfamste nennen könnte, wäre der Krage darauf nicht von einer noch seltsamern? Und ist man nicht über die Form dieses Kleides zweifelhaft, ob es ein Leibrock ist, der zum Ueberrock werden will, oder ein Ueberrock, der sich zum Leibrock umgestaltet hat? Ein solcher Mann wenigstens stand einstmals Buffo seyn im Theater, als Jemand ein italienischer Buffo seyn wollte und nicht konnte, aber vor meines Nachbars Witz und Lebensfeuer ward mir das Fammerspiel dennoch zum Lustspiel. Er nannte sich auf Befragen Dr. Schulz aus Athenon, aber ich glaubte gleich nicht daran, eines seltsamen kurrilen Lächelns halber, das dabei um Ev. Wohlgeboren Mund zog; denn Sie waren es ohne Zweifel.

Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen anzeigen, daß ich Ihnen seit Kurzem nachgelaufen bin, und zwar an denselben Ort, d. h. in die weite Welt, wo wir uns denn auch zweifelsohne schon antreffen werden. Denn, obgleich der Raum breit scheinen möchte, so wird er doch für unsers Gleichen durch die vernünftigen Leute recht furchtbarlich enge gemacht, so daß wir durchaus irgendwo an einander rennen müssen, wäre es auch nur, wenn sich Jeder von uns vor einem verständigen Manne auf ängstlicher Flucht befindet, oder gar vor den oben erwähnten Rathsschlägen, welche man, beiläufig gesagt, wohl besser und kürzer geradezu und ohne Umschreibung Rathsschläge nennen könnte.

Für jetzt geht mein Bestreben dahin, Ev. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zu den von Ihnen aufgezeichneten musikalischen Leiden zu liefern.

Ist es Denenelben noch nie begegnet, daß Sie, um irgend etwas Musikalisches vorzutragen oder vortragen zu hören, sechs bis sieben Zimmer weit von der Sprechenden Gesellschaft fortgingen, daß aber diese besonnenen Geistes hinterdrein gerannt kam und zuhörte, d. h. nach möglichen Kräften schwagte? Was mich betrifft, ich glaube, den Leuten ist zu diesem Zwecke kein Weg ein Umweg, kein Gang zu weit, keine Treppe, ja kein Gebirge zu steil und zu hoch.

Sodann: haben Ev. Wohlgeboren nicht vielleicht schon bemerkt, daß es keine tüchtigere Verächter der Musik giebt, ja sogar feindseligere Antipoden derselben, als alle ächte Bediente? Reicht wohl irgend ein gegebenes Befehl hin, sie die Thüren nicht schmeißen zu lassen, oder gar leise zu gehen, oder auch nur eben nichts hinzuwerfen, wo sie gerade im Zimmer sind und sich irgend ein beseligender Klang aus Instrument oder Stimme erhebt? Aber sie thun mehr. Sie sind durch einen ganz besondern Höllengenius angewiesen, grade dann hereinzukommen, wenn die Seele in den Bogen der Töne schwillt, um etwas zu holen, oder zu klüffern, oder, wenn sie tappisch sind, mit roher, frecher Gemeinheit ordentlich lustig drein zu fragen. Und zwar nicht etwa während eines Zwischenstückes, oder in irgend einem minder wichtigen Augenblicke; nein, auf dem Gipfel aller Herrlichkeit, wo man seinem Athem gebieten möchte stille zu stehen, um nichts von den goldenen Klängen fortzubauschen, wo das Paradies aufgeht, leise, ganz leise vor den tönenden Akkorden, — da, just da! — O Herr des Himmels und der Erden!

Doch ist nicht zu verschweigen, daß es vortreffliche Kinder giebt, die, vom reinsten Bedientengeist befeelt, dieselbe Rolle in Ermangelung jener Subjekte mit gleicher Vortrefflichkeit und gleichem Glücke auszuführen im Stande sind. Ach, und Kinder, wieviel gehört dazu, euch zu solchen Bedienten zu machen! — Es wird mir ernst, sehr ernst hierbei zu Sinne, und nur kaum vermag ich noch zu bemerken, daß dem Vorleser die gleichen amuthigen Wesen gleich erhebend und günstig sind.

Und galt denn die Thräne, die jetzt gegen mein Auge herauf, der Blutstropfen, der mir stehend an's Herz drang, — galten sie nur den Kindern allein? Ach, es geschah Euch vielleicht noch nie, daß Ihr irgend ein Lieb singen wolltet vor Augen, die Euch aus dem Himmel herab anzublicken schienen, die Euch ganzes, besseres Seyn verschönt, auf Euch herniederstrahlten, und daß Ihr auch wirklich anfing, und glaubtet, o Johannes, nun habe Euer Laut die geliebte Seele durchdrungen, und nun, eben nun werde des Klages höchster Schwung Thau perlen um jene zwei Sterne ziehen, mildern und schmückend den seligen Glanz, — und die Sterne wandten sich geruhig nach irgend einer Lapperei hin, etwa nach einer gefalts

lenen Masche, und die Engelslippen verkniffen, unhold lächelnd, ein übermächtiges Gähnen — und, Herr, es war weiter nichts, als Ihr hatter die gnädige Frau emmyirt.

Nacht nicht, lieber Johannes, Siebt es doch nichts Schmerzlicheres im Leben, nichts furchtbarer Zerstörendes, als wenn die Juno zur Wolke wird.

Ach Wolke, Wolke! Schöne Wolke!

Und im Vertrauen, Herr, hier liegt der Grund, warum ich das geworden bin, was die Leute toll nennen. — Aber ich bin nur selten wild dabei. Meist weine ich ganz still. Fürchte Dich also nicht vor mir, Johannes, aber lachen mußt Du auch nicht. Und so wollen wir lieber von andern Dingen sprechen, und doch von naherwandten, die mir innig für Dich aus dem Herzen herausbringen.

Sieh, Johannes, Du kommst mir mit dem, was Du gegen alle ungeniale Musik eiserst, bisweilen sehr hart vor. Siebt es denn absolut ungeniale Musik? Und wieder von der andern Seite, giebt es denn absolut vollkommene Musik, als bei den Engeln? Es mag wohl mit daher kommen, daß mein Ohr weit minder scharf und verletzbar ist als Deines, aber ich kann Dir mit voller Wahrheit sagen, daß auch der schlechteste Klang einer verstimmten Geige mir lieber ist als gar keine Musik. Du wirfst mich hoffentlich deswegen nicht verachten. Eine solche Dubelei, heiße sie nun Tanz oder Marsch, erinnert an das Höchste, was in uns liegt, und reißt mich mit süßen Liebes- oder Kriegestönen leicht über alle Mangelhaftigkeit in ihr seliges Urbild hinaus. Manche von den Gedichten, die man mir als gelungen gerühmt hat, — thörichter Ausdruck! — nein, die von Herzen zu Herzen gedrungen sind, verdanken den ersten Anklang ihres Daseyns sehr ungestimmten Saiten, sehr ungebübten Fingern, sehr mißgeleiteten Rehlen.

Und dann, lieber Johannes, ist nicht der bloße Wunsch, zu muscieren, schon etwas wahrhaft Ruhrendes und Erfreuliches? Und vollends das schöne Vertrauen, welches die herumziehenden Musikanten in Geelhof und Hütte leitet, das Vertrauen: Klang und Sang mache allerwärts Bahn, worin sie auch im Grunde nur selten gestört werden durch mürrisch aufgelaarte Herrschaften und grobe Hunde! Ich möchte eben so gern in ein Blumenbeet schlagen, als durch einen beginnenden Walzer schreien: „Pact Euch aus dem Hause!“ — Dazu haben sich dann schon immer lächelnde Kinder umhergestellt, aus allen Häusern, wohin das Klingeln reichen konnte, ganz andere Kinder, als die oberwähnten Bedienten-Naturen, und bewähren durch ihre hoffenden Engelsmien: die Musikanten haben Recht.

Etwas schlimmer sieht es freilich oftmals mit dem sogenannten „Musik machen“ in eleganten Birken aus, aber auch dort, — keine Saiten-, Flötens- und Stimmenslänge sind ohne göttlichen Hauch, und alle besser, als das mögliche Gerede, welchem sie doch immer einigermassen den Paß abschneiden.

Und, Kreister, was Du nun vollends von der Lust saast, welche Vater und Mutter in der stillen Haushaltung am Klavierklümpen und Gesangesstümpfen ihrer Kindlein empfinden, — ich sage Dir, Johannes, da lautet wahr und wahrhaftig ein wenig Engelsharmonie daraus hervor, allen unreinen Erdentönen zum Trost.

Ich habe wohl mehr geschrieben, als ich sollte, und möchte mich nun gern auf die vorhin angefangene sittliche Weise empfehlen. Das geht aber nicht. So nimm denn fürlieb, Johannes, und Gott segne Dich und segne mich, und entsalte gnädigst aus uns Weiden,

was er in uns gelegt hat, zu seinem Preis und anderer Nebenmenschen Lust!

Der einsame Wallborn.

2.

Brief des Kapellmeisters Kreister an den Baron Wallborn.

Er. Hoch- und Wohlgeboren muß ich mir gleich, nachdem ich aus dem Komödienhause in meinem Stübchen angelangt und mit vieler Mühe Licht angezündet, recht ausführlich schreiben. Nehmen Er. Hoch- und Wohlgeboren es aber doch ja nicht übel, wenn ich mich sehr musikalisch ausdrücken sollte, denn Er wissen es ja wohl schon, daß die Leute behaupten, die Musik, die sonst in meinem Innern verschlossen, sey zu mächtig und stark herausgegangen, und habe mich so umspannen und eingepuppt, daß ich nicht mehr heraus könne, und Alles, Alles sich mir wie Musik gestalte — und die Leute mögen wirklich Recht haben. Doch, wie es nun auch gehen mag, ich muß an Er. Hoch- und Wohlgeboren schreiben, denn wie soll ich anders die Last, die sich schwer und drückend auf meine Brust legt, in dem Augenblick als die Gardine fiel, und Er. Hoch- und Wohlgeboren auf unbegreifliche Weise verschwunden waren, los werden?

Wie viel hatte ich noch zu sagen, unausgesprochene Dissonanzen schreien recht widrig in mein Inneres hinein, aber eben als all' die schlängenzüngigen Szeptimen herabschweben wollten in eine ganze lichte Welt freundlicher Terzen, da waren Er. Hoch- und Wohlgeboren fort — fort — und die Schlängenzungen flachen und stachelten mich sehr! Er. Hoch- und Wohlgeboren, den ich jetzt mit all' jenen freundlichen Terzen ansingen will, sind doch kein Anderer, als der Baron Wallborn, den ich längst so in meinem Innern getragen, daß es mir, wenn alle meine Melodien sich wie er gestalteten und nun led' und gewaltig hervorströmten, oft schien: ich sey ja eben er selbst. — Als heute im Theater eine kräftige jugendliche Gestalt in Uniform, das klirrende Schwert an der Seite, recht mannlich und ritterhaft auf mich zutrat, da ging es so fremd und doch so bekannt durch mein Inneres, und ich wußte selbst nicht, welcher sonderbare Akkorwechsel sich zu regen und immer höher und höher anzuschwellen anfing. Doch der junge Ritter gefellte sich immer mehr und mehr zu mir, und in seinem Auge ging mir eine herrliche Welt, ein ganzes Eldorado süßer wonnvoller Träume auf — der wilde Akkorwechsel zerfloß in zarte Engelsharmonien, die gar wunderbarlich von dem Segn und Leben des Dichters sprachen, und nun wurde mir, da ich, wie Er. Hoch- und Wohlgeboren versichert seyn können, ein tüchtiger Praktikus in der Musik bin, die Tonart, aus der das Ganze ging, gleich klar. Ich meine nämlich, daß ich in dem jungen Ritter gleich Er. Hoch- und Wohlgeboren den Baron Wallborn erkannte. — Als ich einige Ausweichungen versuchte, und als meine innere Musik lustig und sich recht kindlich und kindlich freundlich in allerlei munteren Melodien, ergeglückten Marschs und Walzern hervorströmte, da fielen Er. Hoch- und Wohlgeboren überall in Takt und Tonart so richtig ein, daß ich gar keinen Zweifel bege, wie Sie mich auch als den Kapellmeister Johannes Kreister erkannt und sich nicht an den Spuk gelehrt haben werden, den heute Abend der Geist Droll nebst einigen seiner Consorten mit mir trieb. — In solch' eigner Lage, wenn ich nämlich in den Kreis irgend eines Spuks gerathen, pflege

ich, wie ich wohl weiß, einige besondere Gesichter zu schneiden, auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Anmuth über ein mißlungenes Trio geknaut, und dessen Farbe in Cismoll geht, weshalb ich einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Karfarbe darauf setzen lassen. Er. Hoch- und Wohlgebohren wird das doch wohl nicht irritirt haben. — Zudem hat man mich auch ja heute Abend anders vorgezeichnet; ich hieß nämlich Doktor Schulz aus Rathezen, weil ich nur unter dieser Vorgezeichnung dicht am Fingel sitzend den Gesang zweier Schwestern anhören durfte — zwei im Wettgesang kämpfende Nachtigallen, aus deren tiefster Brust bell und glänzende die herrlichen Töne aufkunkelten. — Sie schauten des Kreislers vollen Spleen, aber der Doktor Schulz war in dem musikalischen Eden, das ihm die Schwestern erschlossen, mild und weich und voll Entzücken, und die Schwestern waren versöhnt mit dem Kreisler, als in ihn sich der Doktor Schulz plötzlich umgestaltete. — Ach, Baron Wallborn, auch Ihnen bin ich wohl, vom Heiligsten sprechend, was in mir glüht, zu hart, zu zornig erschienen! Ach, Baron Wallborn — auch nach meiner Krone griffen feindselige Hände, auch mir zerrann im Nebel die kümmerliche Gestalt, die in mein tiefstes Innerstes gedrungen, die geheimsten Herzensfasern des Lebens erfassend. — Namenloser Schmerz zerschnitt meine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Jorns, den die entsetzliche Quaal entflammt hatte. — Aber, Baron Wallborn! glaubst Du nicht auch selbst, daß die von dämonischen Krallen zerrissene blutende Brust auch jedes Tröpfchen lindernden Balsams stärker und wohlthätiger süßt? — Du weißt, Baron Wallborn! daß ich mehrertheils über das Musstreiben des Pöbels zornig und toll wurde, aber ich kann es Dir sagen, daß wenn ich oft von heillosen Bravour-Arien, Konzerten und Sonaten ordentlich zerschlagen und zerwalkt worden, oft eine kleine unbedeutende Melodie von mittelmäßiger Stimme gesungen, oder unsicher und stümperhaft gespielt, aber freundlich und gut gemeint und recht aus dem Innern heraus empfunden, mich tröstete und heilte. Begegnest Du daher, Baron Wallborn! solchen Tönen und Melodien auf Deinem Wege, oder siehst Du sie, wenn Du zu Deiner Wolke aufschwebst, unter Dir, wie sie in frommer Sehnsucht nach Dir aufblicken, so sage ihnen, Du wolltest sie wie liebe Kindlein hegen und pflegen, und Du wärest kein Anderer, als der Kapellmeister Johannes Kreisler. — Denn sieh, Baron Wallborn! ich verspreche es Dir hiemit heilig, daß ich dann Du seyn will, und eben so voll Liebe, Milde und Frömmigkeit, wie Du. Ach, ich bin es ja wohl ohnedem! — Manches liegt bloß an dem Spuk, den oft meine eignen Noten treiben; die werden oft lebendig und springen wie kleine schwarze vielgeschwänzte Teufelchen empor aus den weißen Blättern — sie reißen mich fort im wilden unsinnigen Dreher, und ich mache ganz ungemene Hocksprünge und schände ungemüthliche Gesichter, aber ein einziger Ton, aus heiliger Gluth seinen Strahl schießend, löst diesen Wirwar, und ich bin fromm und gut und geduldig! — Du siehst, Baron Wallborn, daß das Alles wahrhafte Terzen sind, in die alle Septimen verschweben; und damit Du diese Terzen recht deutlich vernehmen möchtest, beschalt ich Dich! —

Gott gebe, daß, so wie wir uns schon seit langer Zeit im Geiste gefannt und geschaut, wir auch noch oft wie heute Abend leblich zusammentreffen mögen, denn Deine Blicke, Baron Wallborn! fallen recht in mein Innerstes, und oft sind ja die Blicke selbst herrliche Worte, die mir wie eigene in tiefer Brust erglühete Melodien tönen. Doch treffen werde ich Dich noch oft, da ich morgen eine große

Reise nach der Welt antreten werde und daher schon neue Stiefeln angezogen. —

Glaubst Du nicht, Baron Wallborn! daß oft Dein Wort meine Melodie und meine Melodie Dein Wort seyn könnte? — Ich habe in diesem Augenblick zu einem schönen Liede die Noten aufgeschrieben, dessen Worte Du früher sehest, unerachtet es mir so ist, als hätte in demselben Augenblick, da das Lied in Deinem Innern aufging, auch in mir die Melodie sich entzünden müssen. — Zuweilen kommt es mir vor, als sey das Lied eine ganze Oper. — Ja! — Gott gebe, daß ich Dich, Du freundlicher, milder Ritter, bald wieder mit meinen lieblichen Augen so schauen möge, wie Du stets vor meinen geistigen lebendig stehst und gehst. Gott segne Dich und erleuchte die Menschen, daß sie Dich genugsam erkennen mögen in Deinem herrlichen Thun und Treiben. Dies sey der heitre beruhigende Schluß-Akkord in der Tonika.

Johannes Kreisler,
Kapellmeister, wie auch verrückter Musikus
par excellence.

3.

Kreislers musikalisch-poetischer Klubb.

Alle Uhren, selbst die trägsten, hatten schon Licht geschlagen, die Lichter waren angezündet, der Flügel stand geöffnet, und des Hauswirths Tochter, die den kleinen Dienst bei dem Kreisler besorgte, hatte schon zweimal ihm verkündet, daß das Theewasser übermäßig kochte. Endlich klopfte es an die Thür, und der treue Freund trat mit dem Bedächtigen herein. Ihnen folgten bald der Unzufriedene, der Joviale und der Gleichgültige. Der Klubb war beisammen, und Kreisler schickte sich an, wie gewöhnlich, durch eine symphonienmäßige Fantasie alles in Ton und Takt zu richten, ja wohl sämtliche Klubbisten, die einen gar musikalischen Geist in sich hegen, so viel nöthig, aus dem staubigen Kehrrecht, in dem sie Tag über herum zu treten genöthigt gewesen, einige Klaster höher hinauf in reinere Luft zu erheben. Der Bedächtige sah sehr ernsthaft, beinahe tiefinnig aus und sprach: „Wie übel wurde doch neulich euer Spiel, lieber Kreisler! durch den stockenden Hammer unterbrochen, habt Ihr denselben repariren lassen?“ — „Ich denke ja!“ erwiderte Kreisler. „Davon müssen wir uns überzeugen,“ fuhr der Bedächtige fort, und damit stockte er ausdrücklich das Licht an, welches sich auf dem breiten Schreibeleuchter befand, und forschte, ihn über die Saiten haltend, sehr bedächtig nach dem invaliden Hammer. Da fiel aber die schwere auf dem Leuchter liegende Lichtschere herab, und im grellen Ton aufsprühend sprangen zwölf bis funfzehn Saiten. Der Bedächtige sagte bloß: „Si seht doch!“ Kreisler verzog das Gesicht, als wenn man in eine Citrone beißt. „Teufel, Teufel!“ schrie der Unzufriedene, „gerade heute habe ich mich so auf Kreislers Fantasie gefreut — gerade heute! — in meinem ganzen Leben bin ich nicht so auf Musik erpicht gewesen.“ „Im Grunde,“ fiel der Gleichgültige ein, „liegt so sehr viel nicht daran, ob wir mit Musik anfangen, oder nicht.“ Der treue Freund meinte: Schade sey es allerdings, daß Kreisler nun nicht spielen könne, allein man müsse dadurch sich nicht außer Fassung bringen lassen. „Spas werden wir ohnehin genug haben,“ sagte der Joviale, nicht ohne eine gewisse Bedeutung in seine Worte zu legen. „Und ich will doch fantastiren,“ rief Kreisler, „im Was ist Alles ganz geblieben, und das soll mir genug seyn.“ —

Nun setzte Kreisler sein kleines rothes Mägchen auf, zog seinen chinesischen Schlafrock an und begab sich ans Instrument. Die Klubbisten mußten Platz nehmen auf dem Sopha und auf den Stühlen, und der treue Freund löschte auf Kreislers Geheiß sämtliche Lichter aus, so daß man sich in dicker schwarzer Finsterniß befand. Kreisler griff nun *pianissimo* mit gehobenen Dämpfern im Bass den vollen Asdur-Akkord. So wie die Töne veräußelten, sprach er:

Was rauscht denn so wunderbar, so seltsam um mich her? Unsichtbare Fittige wehen auf und nieder — ich schwimme im duftigen Aether. — Aber der Duft eralängt in flammenden, geheimnißvoll verschlungenen Kreisen. Holde Geister sind es, die die goldnen Flügel regen in überschwenglich herrlichen Klängen und Akkorden.

As moll-Akkord (mezzo forte).

Ach! — sie tragen mich ins Land der ewigen Sehnsucht, aber wie sie mich erfassen, erwacht der Schmerz und will aus der Brust entfliehen, indem er sie gewaltsam zerreißt.

E dur Sexten-Akkord (ancora più forte).

Halt dich standhaft, mein Herz! — brich nicht beirrt von dem sengenden Strahl, der die Brust durchdrang. — Frisch auf, mein wackerer Geist! — roge und hebe dich empor in dem Element, das dich gebar, das deine Heimath ist!

E dur Terz-Akkord (forte).

— Sie haben mir eine herrliche Krone gereicht, aber was in den Diamanten so blüht und funkelt, das sind die tausend Thränen, die ich vergoß, und in dem Golde gleißeln die Flammen, die mich verzehrten. — Muth und Macht — Vertrauen und Stärke dem, der zu herrschen berufen ist im Geisterreich!

A moll (harpeggiando-dolce).

Warum stiehst du, holdes Mädchen? Vermagst du es denn, da Dich überall unsichtbare Bande festhalten? Du weißt es nicht zu sagen, nicht zu klagen, was sich so in deine Brust gelegt hat wie ein nagender Schmerz und dich doch mit süßer Lust durchbebt? Aber Alles wirst du wissen, wenn ich mit dir rede, mit dir lobe in der Geistersprache, die ich zu sprechen vermag und die du so wohl verstehst!

F dur.

Ha, wie geht das Herz dir auf in Sehnsucht und Liebe, wenn ich dich voll glühendem Entzücken mit Melodien wie mit liebenden Armen umfasse. — Du magst nie mehr weichen von mir, denn jene geheime Ahnungen, die deine Brust beengten, sind erfüllt. Der Ton sprach wie ein tröstendes Orakel aus meinem Innern zu dir!

B dur (accentuato).

— Welch ein lustiges Leben in Kur und Wald in holder Frühlingzeit! — Alle Flöten und Schallmeien, die Winters über in staubigen Winkeln wie zum Tode erstarrt lagen, sind wach worden, und haben sich auf alle Liebingsstücke besonnen, die sie nun lustig trillern, gleich den Vögeln in den Lüften.

B dur mit der kleinen Septime (smanioso).

Ein lauer West geht wie ein düsteres Geheimniß dumpf klagend durch den Wald, und wie er vorüberstreift, flüstern die Fichten — die Birken unter einander: Warum ist unser Freund so traurig worden? — Forchtst du auf ihn, holde Schäferin?

Es dur (forte).

Zieh' ihm nach! — zieh' ihm nach! — Sein ist sein Kleid wie der dunkle Wald — süßer Geheimniß sein sehndes Wort! — Hörst du es rauschen hinter den Büschen? Hörst du es tönen! — Heureka, voll Lust und Wehmuth! — Er ist's — auf! ihm entgegen!

D dur Terz Quart Sext-Akkord (piano).

Das Leben treibt sein neckendes Spiel auf allerlei Weise. — Warum wünschen — warum hoffen — warum verlangen?

C dur Terz-Akkord (fortissimo).

Aber in toller wider Lust laßt uns über den offenen Gräbern tanzen. — Laßt uns jauchzen — die da unten hören es nicht. — Heisa — Heisa — Tanz und Jubel, der Teufel zieht ein mit Pauken und Trompeten!

C moll Akkorde (fortissimo hinter einander fort).

Kennt ihr ihn nicht? — Kennt ihr ihn nicht? — Seht, er greift mit glühender Kralle nach meinem Herzen! — er maskirt sich in allerlei tolle Tragen — als Freijäger — Konzertmeister — Wurmdoktor — ricco mercante — er schmeißt mir Lichtscheren in die Seiten, damit ich nur nicht spielen soll! — Kreisler — Kreisler! raff' dich auf! — Siehst du es lauern, das bleiche Gespenst mit den roth funkelnden Augen — die krallichten Knochenhäute aus dem zerrißnen Mantel nach dir ausstreckend? — die Strickkrone auf dem kahlen glatten Schädel schüttele! — Es ist der Wahnsinn — Johannes halte dich tapfer. — Toller, toller Lebensspuk, was rüttelst du mich so in deinen Kreisen? Kann ich dir nicht entfliehen? — Kein Stäubchen im Universum, auf das ich, zur Mücke verkrümpft, vor dir, graufiger Quälgeist, mich retten könnte? — Laß ab von mir! — ich will artig sein! ich will glauben, der Teufel sey ein Galanthuomo von den feinsten Sitten! — honny soit qui mal y pense — ich verfluche den Gesang, die Musik — ich lecke dir die Füße wie der trunkne Kaliban — nur erlöse mich von der Quaal — hei, hei, Verrückter, du hast mir alle Blumen zertreten — in schauerlicher Wüßgrünt kein Palm mehr — todt — todt — todt —

Hier knirschte ein kleines Flämmchen auf — der treue Freund hatte schnell ein chemisches Feuerzeug hervorgerufen und zündete beide Lichter an, um so dem Kreisler alles weitere Fantasiren abzuschneiden, denn er wollte wohl, daß Kreisler sich nun gerade auf einem Punkt befand, von dem er sich gewöhnlich in einen düstern Abgrund hoffnungsloser Klage stürzte. In dem Augenblick brachte auch die Wirthstochter den dampfenden Thee herein. Kreisler sprang vom Flügel auf. — „Was soll denn das nun Alles?“ sprach der Unzufriedene, „ein geschicktes Allegro von Haydn ist mir lieber als all' der tolle Schnickschnack.“ — „Aber nicht ganz übel war es doch,“ fiel der Gleichgültige ein. „Nur zu düster, viel zu düster,“ nahm der Joviale das Wort, „es thut Noth, unser Gespräch heute in's Lustige, Lustige hinauszutreiben.“ — Die Klubbisten bemühten sich, den Rath des Jovialen zu befolgen, aber wie ein fernes dumpfes Echo tönten Kreislers schauerliche Akkorde — seine entsetzlichen Worte nach und erhielten die gespannte Stimmung, in die Kreisler Alle versetzt hatte. Der Unzufriedene, in der That höchst unzufrieden mit dem Abend, den, wie er sich ausdrückte, Kreislers thörichte Fantaserei verderblich brach auf mit dem Bedächtigen. Ihnen folgte der Joviale, und nur der reisende Entzückte, der treue Freund (Beide sind), wie es hier ausdrücklich bemerkt wird, in einer Person vereinigt) blieb noch bei-

dem Kreiser zurück. Dieser saß schweigend mit ver-
 schämten Armen auf dem Sopha. „Ich weiß nicht,“
 sprach der treue Freund, „wie Du mir heute vorkommst,
 Kreiser! — Du bist so aufgeregt, und doch ohne allen
 Grund, gar nicht so wie sonst!“ — „Ach, Freund!“
 erwiderte Kreiser, „ein düst'rer Wolkenhimmel geht
 über mein Leben hin! — Glaubst Du nicht, daß es ei-
 ner armen unschuldigen Melodie, welche keinen — kei-
 nen Platz auf der Erde begehrt, vergönnt seyn dürfte,
 frei und harmlos durch den weiten Himmelsraum zu
 schweben? — Ei, ich möchte nur gleich auf meinem chi-
 nesischen Schlafrock wie auf einem Neptistopholesman-
 nen hinabfahren durch jenes Fenster dort!“ — „Als
 herrliche Melodie?“ — „Siel der treue Freund lächelnd ein.
 „Oder als basso ostinato wenn Du lieber willst,“
 erwiderte Kreiser, „aber fort muß ich bald auf ir-
 gend eine Weise.“ Es geschah auch bald wie er ge-
 sprach.

4.

Nachricht von einem gebildeten jungen
 Mann.

Es ist herzerhebend, wenn man gewahr wird, wie die
 Cultur immer mehr um sich greift; ja, wie selbst aus
 geschicktesten, denen sonst die höhere Bildung verschlos-
 sen, sich Talente zu einer seltenen Höhe aufschwingen.
 In dem Hause des geheimen Commerzienraths R. lernte
 ich einen jungen Mann kennen, der mit den außerordent-
 lichsten Gaben eine liebenswürdige Bonhommie verbin-
 det. Als ich einst zufällig von dem fortdauernden Brief-
 wechsel sprach, den ich mit meinem Freunde Charles
 Wilson in Philadelphia unterhalte, übergab er mir voll
 Vertrauen einen offenen Brief, den er an seine Freundin
 geschrieben hatte, zur Bestimmung. — Der Brief ist ab-
 geschrieben: aber mußte ich nicht, liebenswürdiger Jüng-
 ling, Dein Schreiben abschriftlich, als ein Denkmal
 Deiner hohen Weisheit und Tugend, Deines ächten
 Kunstgefühls bewahren? — Nicht vorbehalten kann ich,
 daß der seltene junge Mann seiner Geburt und ursprüng-
 lichen Profession nach eigentlich — ein Affe ist, der im
 Hause des Commerzienraths sprechen, lesen, schreiben,
 musizieren u. s. w. lernte; kurz es in der Cultur so weit
 brachte, daß er seiner Kunst und Wissenschaft, so wie
 der Anmuth seiner Sitten wegen, sich eine Menge Freun-
 de erwarb und in allen geistreichen Zirkeln gern gesehen
 wird. Bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß er bei den Thés
 d'ansants in den Hops-Englaises zuweilen etwas son-
 derbare Sprünge ausführt, daß er ohne gewisse innere
 Bewegungen nicht wohl mit Klaffen klappern hören kann,
 so wie (doch dies mag ihm vielleicht nur der Neid, der
 alle Genies verfolgt, nachsagen) daß er, der Handschuh
 umwerft, die Damen beim Handfuß etwas Weniges
 kratzt, merkt man auch nicht das Mindeste von seiner
 ertöschlichen Herkunft, und alle die kleinen Schelme-
 reien, die er sonst in jüngern Jahren ausübte, wie z. B. wenn
 er den in's Haus Eintretenden schnell die Hüte vom
 Kopfe riß und hinter ein Zuckerfaß sprang, sind jetzt zu
 geistreichen Bonmots geworden, welche mit jauchzen-
 dem Beifall beklatscht werden. — Hier ist der merk-
 würdige Brief, in dem sich Milo's schöne Seele und
 herrliche Bildung ganz ausdrückt.

Stechen Milo's, eines gebildeten Affen, an seine Freundin Pipi in Nord-
 America.

Mit einer Art von Entsetzen denke ich noch an die
 unglückselige Zeit, als ich Dir, geliebte Freundin, die

zärtlichen Gefinnungen meines Herzens nicht anders,
 als durch unsichtliche, jedem Gebildeten unverständli-
 che Laute auszudrücken vermochte. Wie konnte doch das
 mistönende, weinerliche: „Ne, Ne!“ das ich damals,
 miewohl von manchem zärtlichen Blick begleitet, ausstieß,
 nur im mindesten das tiefe, innige Gefühl, das sich in
 meiner männlichen wohlbehaarten Brust regte, andeu-
 ten? Und selbst meine lieblichen, die Du, kleine süße
 Freundin, damals mit stiller Ergebung duden mußt,
 waren so unbehülflich, daß ich jetzt, da ich es in dem
 Punkt dem besten primo amoroso gleichthue, und à
 la Dupont die Hand küsse, roth darüber werden könn-
 te, wenn nicht ein gewisser robuster Teint, der mir ei-
 gen, dergleichen verhinderte. Unerachtet des Glücks der
 höchsten innern Selbstzufriedenheit, die jene unter den
 Menschen erhaltene Bildung in mir erzeugt hat, giebt
 es dennoch Stunden, in denen ich mich recht abharme,
 miewohl ich weiß, daß dergleichen Anwendungen, ganz
 dem sittlichen Charakter, den man durch die Cultur er-
 wirbt, zuwider, noch aus dem rohen Zustande herrüh-
 ren, der mich in einer Klasse von Wesen festhielt, die
 ich jetzt unbeschreiblich verachte. Ich bin nämlich dann
 thöricht genug, an unsere armen Verwandten zu denken,
 die noch in den weiten, unkultivirten Wäldern auf
 den Bäumen herumhüpfen, sich von rohen, nicht erst
 durch Kunst schmachtig gewordenen Früchten nähren,
 und vorzüglich Abends gewisse Hymnen anstimmen,
 in denen kein Ton richtig, und an irgend einen Takt,
 sey es auch der neuerfundene $\frac{7}{8}$ tel oder $\frac{3}{4}$ tel Takt, gar
 nicht zu denken ist. An diese Armen, die mich doch eigent-
 lich nun gar nichts mehr angehen, denke ich dann, und
 erwehre mich kaum eines tiefen Mitleids mit ihnen.
 Vorzüglich liegt mir noch zuweilen unfer alter Onkel
 (nach meinen Erinnerungen muß es ein Onkel von müt-
 terlicher Seite gewesen seyn) im Sinn, der uns nach
 seiner dummen Weise erzog, und alles nur Mögliche
 anwandte, uns von Allem, was menschlich, entfernt zu
 halten. Er war ein erster Mann, der niemals Stiefeln
 anziehen wollte, und ich höre noch sein warnendes,
 ängstliches Geschrei, als ich mit lusternem Verlangen
 die schönen neuen Klappstiefeln anblickte, die der schlaue
 Jäger unter dem Baum stehen lassen, auf dem ich gerade
 mit vielem Appetit eine Kokosnuß verzehrte. Ich sah
 noch in der Entfernung den Jäger gehen, dem die, den
 zurückgelassenen ganz ähnlichen Klappstiefeln herrlich
 standen. Der ganze Mann erhielt eben nur durch die
 wohlgerichsten Stiefeln für mich so etwas Grandioses
 und Imposantes — nein, ich konnte nicht widerstehen;
 der Gedanke, eben so stolz, wie jener, in neuen Stiefeln
 einher zu gehen, bemächtigte sich meines ganzen Wes-
 sens; und war es nicht schon ein Beweis der herrlichen
 Anlagen zur Wissenschaft und Kunst, die in mir nur
 geweckt werden durften, daß ich, vom Baum herabge-
 sprungen, leicht und gewandt, als hätte ich zeitlebens
 Stiefeln getragen, mit den stärksten Bekleidung an-
 den schlanken Weinen die ungewohnte Bekleidung an-
 zugewöhnen wußte? Daß ich freilich nachher nicht laufen
 konnte, daß der Jäger nun auf mich zuschritt, mich ohne
 Weiteres beim Kragen nahm und fortschleppte, daß der
 alte Onkel erbärmlich schrie und uns Kokosnüsse nach-
 warf, wovon mich eine recht hart hinter das linke
 Ohr traf, wider den Willen des bösen Alten aber
 vielleicht herrliche neue Organe zur Reife gebracht
 hat: Alles dieses weißt Du, Helbe, da Du selbst
 ja heulend und jammernd Deinem Geliebten nachliefest
 und so auch freiwillig Dich in die Gefangenschaft be-
 gabst. — Was sage ich, Gefangenschaft! hat diese Ge-
 fangenschaft uns nicht die größte Freiheit gegeben? Ist
 etwas herrlicher, als die Ausbildung des Geistes, die uns
 unter den Menschen geworden? — Ich zweifle nämlich

nicht, daß Du, liebe Pipi, bei Deiner angeborenen Lebhaftigkeit, bei Deiner Fassungsgabe, Dich auch etwas Weniges auf die Künste und Wissenschaften gelegt haben wirst, und in diesem Vertrauen unterscheide ich Dich auch ganz von den bösen Verwandten in den Wäldern. Ha! unter ihnen herrscht noch Eitendlosigkeit und Barbarei, ihre Augen sind trocken und sie sind gänzlich ohne Tiefe des Gemüths! Freilich kann ich wohl voraussetzen, daß Du in der Bildung nicht so weit vorgeschritten seyn wirst, als ich, denn ich bin nunmehr, wie man zu sagen pflegt, ein gemachter Mann; ich weiß durchaus Alles, bin daher eben so gut wie ein Drakel, und herrsche im Reich der Wissenschaft und Kunst hier unumschränkt. Du wirst gewiß glauben, süße Kleine, daß es mich unendlich viel Mühe gekostet habe, auf diese hohe Stufe der Cultur zu gelangen, im Gegentheil kann ich Dich versichern, daß mir nichts in der Welt leichter geworden, als das; ja ich lachte oft darüber, daß in meiner frühen Jugend mir die verdammtten Springübungen von einem Baum zum andern manchen Schweißstropfen ausgepreßt, welches ich bei dem Gelehrten- und Weisfwerden nie verspürt habe. Das hat sich vielmehr so ganz leicht von selbst gefunden, und es war beinahe schwerer, zur Erkenntniß zu gelangen, ich sähe nun wirklich schon auf der obersten Stufe, als hinaufzuklettern. Dank sey es meinem herrlichen Ingenio und dem glücklichen Wurf des Dinkels! — Du mußt nämlich wissen, liebe Pipi, daß die geistigen Anlagen und Talente wie Beulen am Kopfe liegen und mit Händen zu greifen sind; mein Hinterhaupt fühlt sich an, wie ein Beutel mit Kokosnüssen, und jenem Wurf ist vielleicht noch manches Brütchen und mit ihm ein Talentchen entsprossen. Ich hab' es in der That recht dick hinter den Ohren! — Jener Nachahmungstrieb, der unserm Geschlecht eigen, und der ganz ungerechtere Weise von den Menschen so oft belacht wird, ist nichts weiter, als der unübersehbliche Drang, nicht sowohl Cultur zu erlangen, als die uns schon inwohnende zu zeigen. Dasselbe Prinzip ist bei den Menschen längst angenommen, und die wahrhaft Weisen, denen ich immer nachgestrebt, machen es in folgender Art. Es verfertigt irgend Jemand etwas, sey es ein Kunstwerk oder sonst; Alles ruft: „Das ist vortrefflich!“, gleich macht der Weise, von innerm Beruf befeelt, es nach. Zwar wird etwas Anderes daraus; aber er sagt: „So ist es eigentlich recht, und jenes Werk, das ihr für vortrefflich hieltet, gab mir nur den Sporn, das wahrhaft Vortreffliche aus Tageslicht zu fördern, das ich längst in mir trug.“ Es ist ungefähr so, liebe Pipi, als wenn einer unserer Mitbrüder sich beim Nasiren zwar in die Nase schneidet, dadurch aber dem Stuhbart einen gewissen originellen Schwung giebt, den der Mann, dem er es ab sah, niemals erreicht. Eben jener Nachahmungstrieb, der mir von jeher ganz besonders eigen, brachte mich einem Professor der Aesthetik, dem lebenswürdigsten Mann von der Welt, näher, von dem ich nachher die ersten Aufklärungen über mich selbst erhielt, und der mir auch das Sprechen beibrachte. Noch ehe ich dieses Talent ausgebildet, war ich oft in äußerlicher Gesellschaft witziger geistreicher Menschen. Ich hatte ihre Mienen und Gebärden genau abgesehen, die ich geschickt nachzuahmen wußte; dieß und meine anständige Kleidung, mit der mich mein damaliger Principal versehen, öffnete mir nicht allein jederzeit die Thür, sondern ich galt allgemein für einen jungen Mann von feinem Weltton. Wie sehnlich wünschte ich sprechen zu können; aber im Herzen dachte ich: O Himmel, wenn du nun auch sprechen kannst, wo sollst du all' die tausend Einfälle und Gedanken hernehmen, die denen da von den Lippen stromen? Wie sollst du über Werke der Wissenschaft

und Kunst so bestimmt urtheilen, wie jene da, ohne in diesem Gebiete einheimisch zu seyn? — So wie ich nun einige Worte zusammenhängend herausbringen konnte, eröffnete ich meinem lieben Lehrer, dem Professor der Aesthetik, meine Zweifel und Bedenken, der lachte mir aber ins Gesicht und sprach: „Was glauben Sie denn, lieber Monsieur Milo? Sprechen, sprechen, sprechen, müssen Sie lernen, alles Uebrige findet sich von selbst. Geläufig, gewandt, geschickt sprechen, das ist das ganze Geheimniß. Sie werden selbst erstaunen, wie Ihnen im Sprechen die Gedanken kommen, wie Ihnen die Weisheit aufgeht, wie die göttliche Gnade Sie in alle Tiefen der Wissenschaft und Kunst hineinführt, daß Sie ordentlich in Vergängen zu wandeln glauben. Ist werden Sie sich selbst nicht verliehen: dann befinden Sie sich aber gerade in der wahren Begeisterung, die das Sprechen hervorbringt. Einige leichte Lektüre kann Ihnen übrigens wohl nützlich seyn, und zur Hüfe merken Sie sich einige angenehme Phrasen, die überall vortheilhaft eingesetzt werden und gleichsam zum Refrain dienen können. Neben Sie viel von den Tendenz des Zeitalters — wie sich das und jenes rein ausspreche — von Tiefe des Gemüths — von gemüthvoll und gemüthlos u. s. w.“ — O, meine Pipi, wie hatte der Mann Recht! wie kam mir mit der Fertigkeit des Sprechens die Weisheit! — Mein glückliches Mienenspiel gab meinen Worten Gewicht, und in dem Spiegel habe ich gesehen, wie schön meine von Natur etwas gerunzelte Stirn sich annimmt, wenn ich diesem oder jenem Dichter, den ich nicht verstehe, weshalb er denn unmöglich was tanzen kann, Tiefe des Gemüths rein abspreche. Ueberhaupt ist die innere Ueberzeugung der höchsten Cultur der Dichterfuhr, dem ich bequem jedes Werk der Wissenschaft und Kunst unterwerfe, und das Urtheil infallibel, weil es aus dem Innern von selbst, wie ein Drakel, entspringt. — Mit der Kunst habe ich mich vielfach beschäftigt — etwas Malerei, Bildhauerkunst, mitunter Modelliren. — Dich, süße Kleine, forchte ich als Diana nach der Antike; — aber all' den Krimekrans hatte ich bald satt; nur die Musik zog mich vor allen Dingen an, weil sie Gelegenheit giebt, so eine ganze Menge Menschen, mir nichts, dir nichts, in Erstaunen und Bewunderung zu setzen, und schon meiner natürlichen Organisation wegen wurde bald das Fortepiano mein Lieblingsinstrument. Du kennst, meine Süße, die etwas länglichen Finger, welche mir die Natur verliehen, mit denen spanne ich nun Quartbeimen, ja zwei Oktaven, und dieß, nebst einer enormen Fertigkeit, die Finger zu bewegen und zu rühren, ist das ganze Geheimniß des Fortepianospiels. Thränen der Freude hat der Musikmeister über die herrlichen, natürlichen Anlagen seiner Scholaren vergossen, denn in kurzer Zeit habe ich es so weit gebracht, daß ich mit beiden Händen in zwei und dreißig, — vier und sechzig, — ein hundert und acht und zwanzig — Theilen ohne Anstoss auf- und ablaufe, mit allen Fingern gleich gute Triller schlage, drei, vier Oktaven herauf- und herabspringe, wie ehemals von einem Baum zum andern, und bin hiernach der größte Virtuos, den es geben kann. Mir sind alle vorhandenen Flügelcompositionen nicht schwer genug; ich componire mir daher meine Sonaten und Concerte selbst: in letztern muß jedoch der Musikmeister die Tutti machen; denn wer kann sich mit den vielen Instrumenten und dem unnützen Zeug überhaupt befassen! Die Tutti der Concerte sind ja ohnehin nur notwendige Uebel, und nur gleichsam Pausen, in denen sich der Solospicist erholt und zu neuen Sprüngen rüftet. — Nachher habe ich mich schon mit einem Instrumentenmacher besprochen, wegen eines Fortepiano von neun bis zehn Oktaven: denn kann sich wohl das Genie beschränken

auf den ebenen Umfang von erbärmlichen sieben De-
taven? Außer den gewöhnlichen Sägen, der türkischen
Zeremmel und Becken, soll er noch einen Trompeten-
zug, so wie ein Flageoletregister, das, so viel möglich,
das Gemwisch der Vögel nachahmt, anbringen. Du
mußt gewahr, liebe Pipi, auf welche sublimen Gedanken
ein Mann von Geschmack und Bildung geräth! —
Nachdem ich mehrere Sänger großen Beifall einerndten
gehört, wandelte mich auch eine unbeschreibliche Lust
an, ebenfalls zu singen, nur schien es mir leider, als
habe mir die Natur jedes Organ dazu schlechterdings
verfügt; doch konnte ich nicht unterlassen, einem be-
währten Sänger, der mein intimster Freund geworden,
meinen Wunsch zu eröffnen, und zugleich mein Leid,
wegen der Stimme, zu klagen. Dieser schloß mich aber
in die Arme und rief voll Enthusiasmus: „Glückseliger
Monsieur, Sie sind bei Ihren musikalischen Fähigkeiten
und der Geschmeidigkeit Ihres Organs, die ich
langst bemerkt, zum großen Sänger geboren; denn die
größte Schwierigkeit ist bereits überwunden. Nichts ist
nämlich der wahren Singkunst so sehr entgegen, als eine
gute natürliche Stimme, und es kostet nicht wenig Mühe
den jungen Scholaren, die wirklich Singstimme haben, diese
Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Gänzlich Ver-
wunden aller haltenden Töne, fleißiges Ueben der tüchtig-
sten Auladen, die den gewöhnlichen Umfang der mensch-
lichen Stimme weit übersteigen, und vornehmlich das
angestrengte Hervorrufen des Falsetts, in dem der wahr-
haft künstliche Gesang seinen Sitz hat, hilft aber ge-
wöhnlich nach einiger Zeit; die robuſteſte Stimme wi-
dersteht selten lange diesen ersten Bemühungen: aber
bei Ihnen, Geheister, ist nichts aus dem Wege zu
räumen; in kurzer Zeit sind Sie der sublimste Sänger,
den es giebt!“ — Der Mann hatte Recht, nur we-
niger Uebung bedurfte es, um ein herrliches Falset und
eine Fertigkeit zu entwickeln, hundert Töne in einem
Athem herauszusprechen, was mir denn den ungetheiltesten
Beifall der wahren Kenner erwarb, und die armseligen
Doristen, welche sich auf ihre Bruststimme Wunder
was zu Gute thun, unerachtet sie kaum einen Morbent
herausbringen, in Schatten stellte. Mein Maestro lehrte
mich gleich anfänglich drei ziemlich lange Manieren, in
welchen aber die Quintessenz aller Weisheit des künst-
lichen Gesanges steckt, so daß man sie bald so, bald an-
ders genendet, ganz oder stückweise, unzahlige Mal
wiederbringen, ja, zu dem Grundbaß der verschiede-
nen Arten, statt der von dem Componisten intendirten
Molodie, nur jene Manieren auf allerlei Weise singen
kann. Welcher rauschende Beifall mir schon eben der
Ausführung dieser Manieren wegen gezollt worden,
meine Süße, kann ich Dir nicht beschreiben, und Du
bemerkst überhaupt, wie auch in der Musik das natür-
liche, mir inwohnende Ingenium mir Alles so herzlich
leicht machte. — Von meinen Compositionen habe ich
schon gesprochen, aber gerade das liebe Componiren —
muß ich es nicht, um nur meinem Genie ihm würdige
Werke zu verschaffen, so überlasse ich es gern den un-
tergeordneten Subjekten, die nun einmal dazu da sind,
uns Virtuosen zu dienen, d. h. Werke anzufertigen, in
denen wir unsere Virtuosität zeigen können. — Ich muß
gestehen, daß es ein eigen Ding mit all' dem Zeuge ist,
das die Partitur anfüllt. Die vielen Instrumente, der
harmonische Zusammenklang — sie haben ordentliche
Regeln darüber; aber für ein Genie, für einen Virtuosen
ist das Alles viel zu abgeschmackt und langweilig. Nächst
dem darf man, um sich von jeder Seite in Respekt zu
halten, worin die größte Lebensweisheit besteht, auch
nur für einen Componisten gelten; das ist genug.
Satte ich z. B. in einer Gesellschaft in einer Arie des
gerade anwesenden Componisten recht vielen Beifall ein-

geerntet, und war man in Begriff, einen Theil dieses
Beifalls dem Autor zuzuwenden, so warf ich mit einem
gewissen finstern, tiefschauenden Blick, den ich bei mei-
ner charaktervollen Physiognomie überaus gut zu ma-
chen verstehe, ganz leicht hin: „Ja, wahrhaftig, ich
muß nun auch meine neue Oper vollenden!“ und diese
Aeußerung riß Alles zu neuer Bewunderung hin, so daß
darüber der Componist, der wirklich vollendet hatte,
ganz vergessen wurde. Ueberhaupt steht es dem Genie
wohl an, sich so geltend zu machen, als möglich; und es
darf nicht verschweigen, wie ihm alles das, was in der
Kunst geschieht, so klein und erbärmlich vorkommt gegen
das, was es in allen Theilen derselben und der Wissens-
schaft produciren könnte, wenn es nun gerade wollte
und die Menschen der Anstrengung werth wären. —
Gänzlichliche Verachtung alles Bestrebens Andern, die Ue-
berzeugung, Alle, die gern schweigen und nur im Stills-
schaffen, ohne davon zu sprechen, weit, weit zu über-
sehen, die höchste Selbstzufriedenheit mit Allem, was
nun so ohne alle Anstrengung die eigene Kraft hervor-
ruft: das Alles sind untrügliche Zeichen des höchstulti-
virten Genie's, und wohl mir, daß ich Alles das täg-
lich, ja stündlich an mir bemerke. — So kannst Du
Dir nun, süße Freundin, ganz meinen glücklichen Zu-
stand, den ich der erlangten hohen Bildung verdanke,
vorstellen. — Aber kann ich Dir denn nur das Min-
deste, was mir auf dem Herzen liegt, verschweigen? —
Soll ich es Dir, holde, nicht gestehen, daß noch öfters
gewisse Anwendungen, die mich ganz unversehends
überfallen, mich aus dem glücklichen Behagen reißen,
das meine Lage verfüßt? — O Himmel, wie ist doch
die früheste Erziehung so von wichtigem Einfluß auf
das ganze Leben! und man sagt wohl mit Recht, daß
schwer zu vertreiben sey, was man mit der Mutter-
milch einsauge! Wie ist mir denn doch mein tolles Per-
umschwärmen in Bergen und Wäldern so schädlich ge-
worden! Neulich gehe ich, elegant gekleidet, mit meh-
reren Freunden in dem Park spazieren: ploßlich stehen
wir an einem herrlichen, himmelhohen, schlanken Nub-
baum; eine unwiderstehliche Begierde raubt mir alle
Besinnung — einige tüchtige Säge und — ich wiege
mich hoch in den Wipfeln der Nefte, nach den Nüssen
haschend! Ein Schrei des Erstaunens, den die Gesell-
schaft ausstieß, begleitete mein Wagniß. Als ich, mich
wieder besinnend auf die erhaltene Cultur, die derglei-
chen Extravaganzen nicht erlaubt, hinabkletterte, sprach
ein junger Mensch, der mich sehr ehrt: „Si, lieber
Monsieur Mio, wie sind Sie doch so stink auf den Bei-
nen!“ — Aber ich schämte mich sehr. — So kann ich
auch oft kaum die Luft unterdrücken, meine Geschick-
lichkeit im Werken, die mir sonst eigen, zu üben; und
kannst Du Dir's denken, holde Kleine, daß mich neulich
bei einem Souper jene Luft so sehr übermannte, daß ich
schnell einen Apfel dem ganz am andern Ende des Ti-
sches sitzenden Commerzienrath, meinem alten Gönner,
in die Perrücke warf, welches mich beinahe in tausend
Ungelegenheiten gestürzt hätte? — Doch hoffe ich, im-
mer mehr und mehr auch von diesen Ueberbleibseln des
ehemaligen rohen Zustandes mich zu reinigen. — Soll-
test Du in der Cultur noch nicht so weit vorgedrückt seyn,
süße Freundin, um diesen Brief lesen zu können: so
mögen Dir die edeln, kräftigen Säge Deines Geliebten
eine Aufmunterung, lesen zu lernen, und dann der In-
halt die weisheitsvolle Lehre seyn, wie Du es anfangen
mußt, um zu der innern Ruhe und Behaglichkeit zu ge-
langen, die nur die höchste Cultur erzeugt, wie sie aus
dem innern Ingenio und dem Umgang mit weisen, ge-
bildeten Menschen entspringt. — Nun tausendmal lebe
wohl, süße Freundin!

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifel, ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht!

Dein
Getreuer bis in den Tod!
Wilo,

ehemals Alfe, jetzt verwittweter
Künstler und Gelehrter.

5.

Der Musikfeind.

Es ist wohl etwas Herrliches, so durch und durch musikalisch zu seyn, daß man, wie mit besonderer Kraft ausgerüstet, die größten musikalischen Massen, die die Meister mit einer unzähligen Menge Noten und Töne der verschiedensten Instrumente aufgebaut, leicht und lustig handhabt, indem man sie, ohne sonderliche Gemüthsbeugung, ohne die schmerzhaften Stöße des leidenschaftlichen Entzückens, der herzzerreißenden Wehmuth zu spüren, in Sinn und Gedanken aufnimmt. — Wie hoch kann man sich dann auch über die Virtuosität der Spieler im Innern erfreuen; ja, diese Freude, die von Innen herausstrebt, recht laut werden lassen, ohne alle Gefahr. An die Glückseligkeit, selbst ein Virtuos zu seyn, will ich gar nicht denken; denn noch viel tiefer wird dann mein Schmerz, daß mir aller Sinn für Musik so ganz und gar abgeht, woher denn auch meine unbeschreibliche Unbeholfenheit in der Ausübung dieser herrlichen Kunst, die ich leider von Kindheit auf gezeigt, rühren mag. — Mein Vater war gewiß ein tüchtiger Musiker; er spielte fleißig auf einem großen Flügel oft bis in die späte Nacht hinein, und wenn es einmal ein Concert in unserm Hause gab, dann spielte er sehr lange Stücke, wozu ihn die Andern auf Violinen, Bassen, auch wohl Fagotten und Waldhörnern, ganz wenig begleiteten. Wenn solch ein langes Stück endlich heraus war, dann schrien Alle sehr und riefen: „Bravo, Bravo! Welch ein schönes Concert! wie fertig, wie rund gespielt!“ und nannten mit Ehrfurcht den Namen Emanuel Bach! — Der Vater hatte aber so viel hinter einander gehämmert und gebräuset, daß es mir vorkam, als sey das wohl kaum Musik, worunter ich mir so recht ans Herz gehende Melodien dachte, sondern er thue dieß nur zum Spaß, und die Andern hätten auch wieder ihren Spaß daran. — Ich war bei solchen Gelegenheiten immer in mein Sonntagserdöckchen geknüpft, und mußte auf einem hohen Stuhl neben der Mutter sitzen und zuhören, ohne mich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde mir entseßlich lang, und ich hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn ich mich nicht an den besondern Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines alten Advokaten, der immer dicht bei meinem Vater die Geige spielte, und von dem sie immer sagten, er wäre ein ganz übertriebener Enthusiast, und die Musik mache ihn halb verrückt, so daß er in der wahnsinnigen Exaltation, zu der ihn Emanuel Bachs, oder Wolfs, oder Benda's Genies hinaufschraube, weder rein greife, noch Takt halte. — Mir steht der Mann noch ganz vor Augen. Er trug einen pflaumsfarbenen Rock mit goldbesponnenen Knöpfen, einen kleinen silbernen Degen und eine röthliche, nur wenig gepuderte Perrücke, an der hinten ein kleiner runder Haarbeutel hing. Er hatte einen unbeschreiblichen komischen Ernst in Allem, was er begann. Ad opus!

pflegte er zu rufen, wenn der Vater die Musikleite auf die Pulte vertheilte. Dann ergriff er mit der rechten Hand die Geige, mit der linken aber die Perrücke, die er abnahm und an einen Nagel hing. Nun hob er an, sich immer mehr und mehr übers Blatt beugend, zu arbeiten, daß die rothen Augen glänzend heraustraten und Schweißstropfen auf der Stirn standen. Es geschah ihm zuweilen, daß er früher fertig wurde, als die Andern, worüber er sich denn nicht wenig wunderte und die Andern ganz böse anschaute. Oft war mir es auch, daß er brachte er Löse heraus, denen ähnlich, die Nachbarn Peter mit naturhistorischem Sinn die verborgenen musikalischen Talente der Käsen erforschend, unserm Vater ablockte, durch schickliches Einkommen des Schwanzes und sonst: weshalb er zuweilen von dem Vater etwas geprügelt wurde — (nämlich der Peter). — Kurz, der pflaumsfarbene Advokat — er hieß Mufewius — hielt mich ganz für die Pein des Stillstehens schablos, indem ich mich an seinen Grimassen, an seinen komischen Seitenprüngeln, ja wohl gar an seinem Quintettiren höchlich ergötzte. — Einmal machte er doch eine vollkommene Störung in der Musik, so daß mein Vater vom Flügel aufsprang, und Alle auf ihn zusäzten, einen bösen Zufall, der ihn ergriffen, befürchtend. Er sang nämlich zuerst etwas Weniges mit dem Kopfe zu schütteln, dann aber in einem fortfliegenden Erregend, immer stärker und stärker den Kopf hin und her zu werfen, wozu er größtentheils mit dem Bogen über die Saiten hin und her fuhr, mit der Zunge schnalzte und mit dem Fuß stampfte. Es war aber nichts, als eine kleine feindselige Fliege, die hatte ihn, mit beharrlichem Eigensinn in demselben Kreise kreisend, umsunnt, und sich, tausendmal verjagt, immer wieder auf die Nase gesetzt. Das hatte ihn in wilde Verzweiflung gestürzt. — Manchmal geschah es, daß die Schwester meiner Mutter eine Arie sang. Ach, wie freute ich mich immer darauf! Ich liebte sie sehr; sie gab sich viel mit mir ab, und sang mir oft mit ihrer schönen Stimme, die so recht in mein Innerstes drang, eine Menge herrlicher Lieder vor, die ich so in Sinn und Gedanken trage, daß ich sie noch für mich leise zu singen vermag. — Es war immer etwas Feierliches, wenn meine Tante die Stimmen der Arien von Haffs, oder von Zaccaria, oder sonst einem Meister, auflegte; der Advokat durfte nicht mitspielen. Schon wenn sie die Einleitung spielten und meine Tante noch nicht angefangen zu singen, klopfte mir das Herz, und ein ganz wunderbares Gefühl von Lust und Wehmuth durchdrang mich, so daß ich mich kaum zu fassen wußte. Aber kaum hatte die Tante einen Satz gesungen, so fing ich an bitterlich zu weinen, und wurde unter heftigen Scheltworten meines Vaters zum Stuhl hinausgebracht. Oft stritt sich mein Vater mit der Tante, weil Letztere behauptete, mein Betragen rühre keinesweges davon her, daß mich die Musik auf unangenehme, widrige Weise afficire, sondern vielmehr von der übergroßen Reizbarkeit meines Gemüths; dagegen mich der Vater geradezu einen dummen Jungen schalt, der aus Unlust heulen müsse, wie ein antimusikalischer Hund. — Einen vorzüglichen Grund, nicht allein mich zu verzeihen, sondern auch sogar mir einen tief verborgenen musikalischen Sinn zuzuschreiben, nahm meine Tante aus dem Umstande her, daß ich oft, wenn der Vater zufällig den Flügel nicht zugeschlossen, mich stundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzufinden und anzuschlagen. Hatte ich nun mit beiden Händen drei, vier, ja wohl sechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergebückt, einen gar wunderbaren, lieblichen Zusammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, sie anzuschlagen und austönen zu lassen. Ich legte den Kopf seitwärts auf den Deckel des Instrumentes, ich drückte die Augen zu; ich war in einer andern Welt,

denn nun ist es, als müßten sie im Innern mit den Melodien des ersteren, die noch darin wohnen, kämpfen; und das dritte kann ich gar nicht mehr aushalten. Da muß ich fortrennen, und oft hat der Concertmeister mich schon ausgelacht, daß ich mich von der Musik so in die Flucht schlagen ließe. — Sie spielten wohl, wie ich gehört habe, an sechs, acht solche Quartetts, und ich bewundere in der That die außerordentliche Geistesstärke, die innere musikalische Kraft, welche dazu gehört, so viel Musik hinter einander aufzufassen, und durch das Abspielen Alles so, wie im Innersten empfunden und gedacht, ins lebendige Leben ausgehen zu lassen. — Ebenso geht es mir mit den Concerten, wo oft schon die erste Symphonie solch einen Tumult in mir erregt, daß ich für alles Uebrige todt bin. Ja, oft hat mich eben der erste Satz so aufgeregt, so gewaltsam erschüttert, daß ich mich hinaussetze, um all die seltsamen Erscheinungen, von denen ich befangen, deutlicher zu schauen, ja mich in ihren wunderbaren Tanz zu verflechten, daß ich, unter ihnen, ihnen gleich bin. Es kommt mir dann vor, als sey die gehörte Musik ich selbst. — Ich frage daher niemals nach dem Meister; das scheint mir ganz gleichgültig. Es ist mir so, als werde auf dem höchsten Punkt nur eine psychische Masse bewegt, und als habe ich in diesem Sinne viel Herrliches componirt. — Indem ich dieses nur so für mich niederschreibe, wird mir angst und bange, daß es einmal in meiner angeborenen, unbefangenen Aufrichtigkeit mir über die Lippen fließen könnte. Wie würde ich ausgelacht werden! Sollten nicht manche wahrhaftige musikalische Bravos an der Gesundheit meines Gemüths zweifeln? — Wenn ich oft nach der ersten Symphonie aus dem Concertsaal eile, schreien sie mir nach: „Da läuft er fort, der Musikfeind!“ und bedauern mich, da jeder Gebildete jetzt mit Recht verlangt, daß man, nächst der Kunst sich anständig zu verbeugen, und eben so auch über das, was man nicht weiß, zu reden, auch die Musik liebe und treibe. Daß ich nun eben von diesem Treiben so oft getrieben werde, hinaus in die Einsamkeit, wo die ewig waltende Macht, in dem Rauschen der Eichenblätter über meinem Haupte, in dem Plätschern der Quelle, wunderbare Töne anregt, die sich geheimnißvoll verschlingen mit den Lauten, die in meinem Innern ruhen und nun in herrlicher Musik hervorstrahlen — ja, das ist eben mein Unglück. — Die entsefliche peinliche Schwerfälligkeit im Auffassen der Musik schadet mir auch recht in der Oper. — Manchmal freilich ist es mir, als würde nur dann und wann ein schickliches musikalisches Geräusch gemacht, und man verzage damit sehr zweckmäßig die Längeweile, oder noch ärgere Ungethüme, so wie vor den Karawanen Symbeln und Pauken toll und wild durch einander geschlagen werden, um die wilden Thiere abzuhalten; aber wenn es oft so ist, als könnten die Personen nicht anders reden, als in den gewaltigen Accenten der Musik, als ginge das Reich des Wunderbaren auf, wie ein flammender Stern — dann habe ich Mühe und Noth, mich festzuhalten in dem Orkan, der mich erfasst und in das Unendliche zu schleudern droht. — Aber in solch eine Oper gehe ich immer und immer wieder, und klarer und leuchtender wird es im Innern, und alle Gestalten treten heraus aus dem düstern Nebel und schreiten auf mich zu, und nun erkenne ich sie, wie sie so freundlich mir befreundet sind und mit mir dahinwallen im herrlichen Leben. — Ich glaube Glucks Iphigenia gewiß fünfzigmal gehört zu haben. Darüber lachen aber mit Recht die echten Musiker und sagen: „Beim ersten Mal hatten wir Alles weg, und beim dritten satt.“ — Ein böser Dämon verfolgt mich aber und zwingt mich, unwillkürlich komisch zu seyn und Komisches zu verbreiten, rückwärts meiner Musikfeindschaft. So stehe ich neulich

im Schauspielhause, wohin ich aus Gefälligkeit für einen fremden Freund gegangen, und bin ganz verwickelt in Gedanken, als sie gerade (es wurde eine Oper gegeben) so einen nichtsagenden, musikalischen Lärm machen. Da stößt mich der Nachbar an, sprechend: „Das ist eine ganz vorzügliche Stelle!“ Ich dachte, und trauerte in dem Augenblick nichts Anderes denken, als daß er von der Stelle im Parterre spräche, wo wir uns gerade befanden, und antwortete ganz treuherzig: „Ja, eine gute Stelle, aber ein Wischen Zug wehr doch!“ — Er lachte er sehr, und als Anekdoten von dem Musikfeind wurde es verbreitet in der ganzen Stadt, und überall neckte man mich mit meiner Zuglust in der Oper, und ich hatte doch Recht. —

Sollte man es wohl glauben, daß es dessen ungeachtet einen ächten, wahren Musiker gibt, der noch rückwärts meines musikalischen Sinnes, der Meinungen meiner Tante ist? — Freilich wird Niemand viel darauf geben, wenn ich gerade herausfrage, daß dies kein Anderer ist, als der Kapellmeister Johannes Kreischer, der seiner Fantasterei wegen überall versprochen genant ist, aber ich bitte mir nicht wenig darauf ein, daß er es nicht verschmäht, mir recht nach meinem inneren Gefühl, so wie es mich erfreut und erhebt, vorzusingen und vorzuspielen. — Neulich sagte er, als ich ihm meine musikalische Unbehothenheit klagte, ich sey mit jenem Lehrling in dem Tempel zu Sais zu vergleichen, der ungeschickt scheinend im Vergleich der andern Schüler, doch den wunderbaren Stein fand, den die Andern mit allem Fleiß vergeblich suchten. Ich verstand ihn nicht, weil ich Novalis Schriften nicht gelesen, auf die er mich verwies. Ich habe heute in die Bibliothek geschickt, werde das Buch aber wohl nicht erhalten, da es herrlich seyn soll, und also stark gelesen wird. — Doch wenn ich erhalte ich wirklich Novalis Schriften, zwei Bändchen, und der Bibliothekar läßt mir sagen, mit dergleichen könne er immer aufwarten, da es selten zu Hause sey; nur habe er den Novalis nicht gleich finden können, da er ihn ganz und gar als ein Buch, nach dem niemals gefragt würde, zurückgestellt. — Nun will ich doch gleich sehen, was es mit den Lehrlingen zu Sais für eine Verwandniß hat.

6.

Ueber einen Ausspruch Sacchini's, und über den sogenannten Effekt in der Musik.

In Gerbers Tonkünstler-Lexikon wird von dem berühmten Sacchini Folgendes erzählt: Als Sacchini einst zu London bei Herrn le Brün, dem berühmten Pöblisten, zu Mittag speiste, wiederholte man in seiner Gegenwart die Bescheidigung, die manchmal die Deutschen und die Franzosen den italienischen Componisten machen, daß sie nicht genug moduliren. „Wir moduliren in der Kirchenmusik,“ sagte er; „da kann die Aufmerksamkeit, weil sie nicht durch die Nebensachen des Schauspiels gestört wird, leichter den mit Kunst verbundenen Veränderungen der Töne folgen; aber auf dem Theater muß man deutlich und einfach seyn, man muß mehr das Herz rühren, als in Erstaunen setzen, man muß sich selbst in andrer geübten Ohren begreiflich machen. Der, welcher eben den Ton zu ändern, abgeänderte Gesänge darstellt, zeigt weit mehr Talent, als der, welcher ihn alle Augenblicke ändert.“ —

Dieser merkwürdige Ausspruch Sacchini's legt die ganze Tendenz der italienischen Opernmusik damaliger

Zeit an den Tag, und im Wesentlichen ist sie auch wohl bis auf die jetzige Zeit dieselbe geblieben. Die Italiäner erhoben sich nicht zu der Ansicht, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen, und diese untrennbare Ganze im Totalindruck auf den Zuschauer wirken müsse; die Musik war ihnen vielmehr zur fälligen Begleiterin des Schauspiel's, und durfte nur hin und wieder als selbstständige Kunst, und dann für sich allein wirkend, hervortreten. So kam es, daß im eigentlichen Fortschreiten der Handlung alle Musik flach und unbedeutend gehalten wurde, und nur die Prima Donna und der Primo Uomo in ihren sogenannten Szenen in bedeutender, oder vielmehr wahrer Musik hervortreten durften. Hier galt es aber dann wieder, ohne Rücksicht auf den Moment der Handlung, nur den Gesang, ja oft auch nur die Kunstfertigkeit der Sänger, im höchsten Glanze zu zeigen.

Scacchini verwarf in der Oper alles Starke, Erschütternde der Musik, welches er in die Kirche verweist; er hat es im Theater nur mit angenehmen oder vielmehr nicht tief eingreifenden Empfindungen zu thun; er will nicht Ersauern, nur sanfte Nahrung erregen. Als wenn die Oper durch die Verbindung der individualisirten Sprache mit der allgemeinen Sprache der Musik nicht eben die höchste, das Innerste tief ergreifende Wirkung auf das Gemüth, schon ihrer Natur nach beabsichtigen müßte! Endlich will er durch die größte Einfachheit, oder vielmehr Monotonie, auch dem ungeübten Ohr verständlich werden; allein das ist ja eben die höchste, oder vielmehr die wahre Kunst des Componisten, daß er durch die Wahrheit des Ausdrucks Leben rührt, Leben erschüttert, wie es der Moment der Handlung erfordert, ja diesen Moment der Handlung selbst schafft, wie der Dichter. Alle Mittel, die der unerföpflich Reichthum der Tonkunst ihm darbietet, sind sein eigen, und er braucht sie, so wie sie zu jener Wahrheit als nothwendig erscheinen. So wird z. B. die künstliche Modulation, ihr schneller Wechsel an rechter Stelle, dem ungeübten Ohr in höherer Rücksicht verständlich seyn, das heißt: nicht die technische Struktur erkennt der Laie, worauf es auch gar nicht ankommt, sondern der Moment der Handlung ist es, der ihn gewaltig ergreift. Wenn im Don Juan die Statue des Kommandanten im Grundton E ihr fürchtbares: „Ja!“ ertönen läßt, nun aber der Componist dieses E als Terz, von C an nimmt, und so in C dur modulirt, welche Tonart Leporello ergreift; so wird kein Laie der Musik die technische Struktur dieses Ueberganges verstehen, aber im Innersten mit dem Leporello erbeben, und eben so wenig wird der Musiker, der auf der höchsten Stufe der Bildung steht, in dem Augenblick der tiefsten Anregung an jene Struktur denken, denn ihm ist das Gerüste längst eingefallen, und er trifft wieder mit dem Laien zusammen.

Die wahre Kirchenmusik, nämlich diejenige, die den Cultus begleitet, oder vielmehr selbst Cultus ist, erscheint als überirdische — als Sprache des Himmels. Die Ahnungen des höchsten Wesens, welche die heiligen Töne in des Menschen Brust entzünden, sind das höchste Wesen selbst, welches in der Musik verständlich von dem überchwänglich herrlichen Reiche des Glaubens und der Liebe redet. Die Worte, die sich dem Gesange beigesellen, sind nur zufällig, und enthalten auch meistens nur bildliche Andeutungen, wie z. B. in der Messe. In dem irdischen Leben, dem wir uns entschungen, blieb der Sährungsstoff des Wesens zurück, der die Leidenschaften erzeugte, und selbst der Schmerz löste sich auf in die inbrünstige Sehnsucht der ewigen Liebe. Folgt nicht aber hieraus von selbst, daß die einfachen Modulationen, die den Ausdruck eines zerrissenen, beängste-

ten Gemüths in sich tragen, eben aus der Kirche zu verbannen sind, weil sie gerade dort zerstreuen und den Geist befangen mit weltlichem, irdischem Treiben? Scacchini's Ausspruch ist daher gerade umzukehren, wie wohl er, da er sich ausdrücklich auf die Meister seines Landes bezieht, und gewiß die älteren im Sinn hatte, unter dem häufigeren Moduliren in der Kirchenmusik nur den größeren Reichthum des harmonischen Stoffs meinte. Rücksichtlich der Opernmusik änderte er auch wahrscheinlich seine Meinung, als er Gluck's Werke in Paris gehört hatte, denn sonst würde er, dem von ihm selbst aufgestellten Prinzipium zuwider, nicht die starke, heftig ergreifende Fuchssene im Debip auf Solonos gesetzt haben.

Jene Wahrheit, daß die Oper in Wort, Handlung und Musik als ein Ganzes erscheinen müsse, sprach Gluck zuerst in seinen Werken deutlich aus; aber welche Wahrheit wird nicht mißverstanden, und veranlaßt so die sonderbarsten Mißgriffe! Welche Meisterwerke erzeugten nicht in blinder Nachahmerei die lächerlichsten Produkte! Dem bloßen Auge erschienen die Werke des hohen Genie's, die er nicht vermochte in einem Brennpunkt aufzufassen, wie ein deformirtes Gemälde, und dieses Gemälde zerstreute Züge wurden getadelt und nachgeahmt. Goethe's Werther veranlaßte die weinerlichen Empfindelien jener Zeit; sein Götz von Berlichingen schuf die ungeschlachteten, leeren Harnische, aus denen die hohen Stimmen der biberben Grobheit und des profaisch tollten Unsinns erklangen. Goethe selbst sagt: (Aus meinem Leben, dritter Theil) die Wirkung jener Werke sey meistens stoffartig gewesen, und so kann man auch behaupten, daß die Wirkung von Gluck's und Mozart's Werken, abgesehen von dem Text, in rein musikalischer Hinsicht nur stoffartig war. Auf den Stoff des musikalischen Gebäudes wurde nämlich das Auge gerichtet, und der höhere Geist, dem dieser Stoff dienen mußte, nicht entdeckt. Man fand bei dieser Betrachtung, vorzüglich bei Mozart, daß, außer der mannigfachen, frappanten Modulation, auch die häufige Anwendung der Blasinstrumente die erstaunliche Wirkung seiner Werke hervorbringen möge; und davon schreibt sich der Unfug der überladenen Instrumentirung und des bizarren, unmotivirten Modulirens her. Effect wurde das Lösungswort der Componisten, und Effect zu machen, koste es, was es wolle, die einzige Tendenz ihrer Bemühungen. Aber eben dieses Bemühen nach dem Effect beweist, daß er abwesend ist, und sich nicht willig finden läßt da einzutreten, wo der Componist wünscht, daß er anzutreffen seyn möge. — Mit einem Wort: der Künstler muß, um uns zu rühren, um uns gewaltig zu ergreifen, selbst in eigener Brust tief durchdrungen seyn, und nur das in der Ertause bewusstlos im Innern Empfangene mit höherer Kraft festzuhalten in den Hieroglyphen der Töne (den Noten) ist die Kunst, wirkungsglücklich zu componiren. Fragt daher ein junger Künstler, voll zu componiren, eine Oper mit recht vielem wie er es anfangen solle, eine Oper mit recht vielem Effect zu sehen, so kann man ihm nur antworten: „Nies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geist darauf, gehe ein mit aller Macht Deiner Fantasie in die Momente der Handlung: Du lebst in den Personen des Gedichts, Du bist selbst der Tyrann, der Heiß, die Geliebte, Du fühlst den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entsetzen, ja des Todes namenlose Quaal, die Wonne seliger Verkürzung; Du zürnest, Du wüthest, Du hoffest, Du verzweifelst; Dein Blut glüht durch die Adern, heftiger schlagen Deine Pulse; in dem Feuer der Begeisterung, das Deine Brust entflammt, entzündend sich Töne, Melodien, Akkorde, und in der wundervollen Sprache der Musik strömt das Gedicht aus Deinem Innern hervor. Die technische

Uebung durch Studium der Harmonik, der Werke großer Meister, durch Selbstschreiben bewirkt, daß Du immer deutlicher und deutlicher Deine innere Musik vernimmst, keine Melodie, keine Modulation, kein Instrument entgeht Dir, und so empfängst Du mit der Wirkung auch zugleich die Mittel, die Du nun, wie Deiner Macht unterworfenen Geister, in das Zauberbuch der Partitur bannst. — Freilich heißt das Alles nur so viel, als: „Seh so gut, Lieber, und Sorge nur dafür, ein recht musikalischer Genius zu seyn; das Andere findet sich dann von selbst!“ Aber es ist dem wirklich so, und nicht anders.

Dessen ungeachtet läßt sich denken, daß Mancher den wahren Funken, den er in sich trägt, überbaut, indem er, der eignen Kraft mistraugend, den aus dem Innern keimenden Gedanken verwerfend, ängstlich Alles, was er in den Werken großer Meister als effectvoll anerkannt, zu benutzen strebt, und so in Nachahmerei der Form geräth, die nie den Geist schafft, da nur der Geist sich die Form bildet. Das ewige Schreiben der Theaterdirektoren, die, nach dem auf den Brettern kirsirenden Ausbruch, das Publikum gepackt haben wollen: „Nur Effect! Effect!“ und die Forderungen der sogenannten kleinen Kenner, denen der Pfeffer nicht mehr gepuffert genug ist, regen oft den Musiker an, in einer Art verzagter Verzweiflung, wo möglich jene Meister noch im Effect zu überbieten, und so entstehen die wunderlichen Compositionen, in denen ohne Not, oder — das heißt, ohne daß die Momente des Gedächtnisses nur irgend den Anlaß dazu in sich tragen sollten — grelle Ausweichungen, mächtige Akkorde aller nur möglichen Blasinstrumente, auf einander folgen, wie bunte Farben, die nie zum Bilde werden. Der Componist erscheint wie ein Schlaftrunkener, den jeden Augenblick gewaltige Hammerschläge wecken, und der immer wieder in den Schlaf zurückfällt. Tondichter dieser Art sind höchlich verwundert, wenn ihr Werk, trotz den Bemühungen, womit sie sich gequält, durchaus nicht den Effect, wie sie sich ihn vorgestellt, machen will, und denken gewiß nicht daran, daß die Musik, wie sie ihr individueller Genius schuf, wie sie aus ihrem Innern strömte, und die ihnen zu einfach, zu leer schien, vielleicht unendlich mehr gewirkt haben würde. Ihre ängstliche Verzagtheit verblende sie und raubte ihnen die wahre Erkenntnis jener Meisterwerke, die sie sich zum Muster nahmen, und nun an den Mitteln, als demjenigen hängen blieben, worin der Effect zu suchen sey. Aber, wie schon oben gesagt, es ist ja nur der Geist, der, die Mittel in freier Willkühr beherrschend, in jenen Werken die unübersteigliche Gewalt ausübt; nur das Tongedicht, das wahr und kräftig aus dem Innern hervorging, dringt wieder ein in das Innere des Zuhörers. Der Geist versteht nur die Sprache des Geistes.

Regeln zu geben, wie man den Effect in der Musik hervorbringen solle, ist daher wohl unmöglich; aber leitende Winke können den, mit sich selbst uneins gewordenen Tondichter, der sich, wie von Irlichtern geblendet, abwärts verirrt, wieder auf Weg und Steg zurückbringen.

Das Erste und Vorzüglichste in der Musik, welches mit wunderbarer Zauberkraft das menschliche Gemüth ergreift, ist die Melodie. — Nicht genug zu sagen ist es, daß ohne ausdrucksvolle, singbare Melodie jeder Schmuck der Instrumente u. s. w. nur ein glänzender Puz ist, der, keinen lebenden Körper zierend, wie in Shakspeare's Sturz, an der Schnur hängt, und nach dem der dumme Pöbel läuft. Singbar ist, im höhern Sinn genommen, ein herrliches Prädikat, um die wahre Melodie zu bezeichnen. Diese soll Gesang seyn, frei und ungezwungen unmittelbar aus der Brust des Menschen strömen, der selbst das Instrument ist, welches in den wunder-

barsten geheimnißvollsten Lauten der Natur erklingt. Die Melodie, die auf diese Weise nicht singbar ist, kann nur eine Reihe einzelner Töne bleiben, die vorgelesen, danach streben, Musik zu werden. Es ist unglücklich, wie in neuerer Zeit, vorzüglich auf die Anregung eines mißverstandenen Meisters (Cherubini's), eben die Melodie vernachlässigt worden, und aus dem unglücklich singbaren mehrerer Tongedichte entstanden ist. Wie kommt es denn, daß die einfachen Gesänge der alten Italiäner, oft nur vom Bass begleitet, das Gemüth so unwiderstehlich rühren und erheben? Liegt es nicht wesentlich in dem herrlichen, wahrhaft singenden Gesange? Ueberhaupt ist der Gesang ein wohl unbeschränktes eigenartiges Eigenthum jenes in Musik erglühenden Volks, und der Deutsche mag, ist er auch zur Höheren, oder vielmehr zur wahren Ansicht der Oper gelangt, doch auf jede ihm nur mögliche Weise sich mit jenen Geistern befreundet, damit sie es nicht verschmähen, wie mit geheimen, magischer Kraft einzugehen in sein Inneres und die Melodie zu entzünden. Ein herrliches Beispiel dieser innigsten Verehrung giebt der hohe Meister der Kunst, Mozart, in dessen Brust der italiänische Gesang erglühete. Welcher Componist schrieb singbarer als er! Auch ohne den Glanz des Orchesters bringt jede seiner Melodien tief ein in das Innere, und darin liegt ja schon die wunderbare Wirkung seiner Compositionen. —

Was nun die Modulationen betrifft, so sollen nur die Momente des Gedächtnisses den Anlaß dazu geben; sie gehen aus den verschiedenen Anregungen des bewegten Gemüths hervor, und so wie diese — sanft, stark, gemächlich, allmählig emporsteigend, plötzlich ergreifend sind, wird auch der Componist, in dem die wunderbare Kunst der Harmonik als eine herrliche Gabe der Natur liegt, so daß ihm das technische Studium nur das deutliche Bewußtseyn darüber verschafft, bald in verwandte, bald in entfernte Tonarten, bald allmählig übergeben, bald mit einem Kühnen Ruck ausweichen. Der ächte Geniesinn nicht darauf, zu fröppeln durch erkünstelte Rhythmen, die zur argen Unkunst wird; er schreibt es nur auf, wie sein innerer Geist die Momente der Handlung in Tönen ausspricht, und mögen dann die musikalischen Rechenmeister zu nützlicher Uebung aus seinen Werken ihre Exempel ziehen. Zu weit würde es führen, hier über die tiefe Kunst der Harmonik zu sprechen, wie sie in unserm Innern begründet ist, und wie sich dem fähiger Eindringenden geheimnißvolle Gesetze offenbaren, die kein Lehrbuch enthält. Nur um eine einzelne Erscheinung anzudeuten, sey es bemerkt, daß die grellen Ausweichungen nur dann von tiefer Wirkung sind, wenn, unerachtet ihrer Heterogenität, die Tonarten doch in geheimer, dem Geist des Musikers klar genordeter Beziehung stehen. Mag die anfangs erwähnte Stelle des Duetts im Don Juan auch hier zum Beispiel dienen. — Hieher gehören auch die, wegen des Mißbrauchs oft bespöttelten, enharmonischen Ausweichungen, die eben jene geheime Beziehung in sich tragen, und deren oft gewaltige Wirkung sich nicht bezweifeln läßt. Es ist, als ob ein geheimes, sympathisches Band oft manche entfernt liegende Tonart verbände, und ob unter gewissen Umständen eine unbezwingbare Idiosynkrasie selbst die nächstverwandten Tonarten trenne. Die gewöhnlichste, häufigste Modulation, nämlich aus der Tonika in die Dominante, und umgekehrt, erscheint zuweilen unerwartet und fremdartig, oft dagegen widrig und unaussehlich. —

In der Instrumentirung liegt freilich ebenfalls ein großer Theil der erstaunlichen Wirkung verborgen, die oft die genialen Werke hoher Meister hervorbringen. Hier möchte es aber wohl kaum möglich seyn, auch nur eine einzige Regel zu wagen: denn eben dieser Theil der

musikalischen Kunst ist in mythisches Dunkel gehüllt. Jeder des Instrument trägt, rücksichtlich der Verschiedenheit seiner Wirkung in einzelnen Fällen, hundert andere in sich, und es ist z. B. ein thörichtes Wahn, daß nur ihre Zusammenwirken unbedingt das Starke, das Mächtige auszubringen im Stande seyn sollte. Ein einzelner, von diesem oder jenem Instrumente ausgehaltener Ton bewirkt oft inneres Erbeben. Hiervon geben viele Stellen in Gluck'schen Opern auffallende Beispiele, und um jene Verschiedenheit der Wirkung, deren jedes Instrument fähig ist, recht einzusehen, denke man nur daran, mit welchem heterogenen Effect Mozart dasselbe Instrument bewirkt — wie z. B. die Hoboe. — Hier sind nur Andeutungen möglich. — In dem Gemüth des Künstlers wird, um in dem Vergleiche der Musik mit der Malerei zu bleiben, das Tongebicht wie ein vollendetes Gemälde erscheinen, und er im Anschauen jene richtige Perspektive, ohne welche keine Wahrheit möglich ist, von selbst finden. — Zu der Instrumentierung gehören auch die verschiedenen Figuren der begleitenden Instrumente; und wie oft erhebt eine solche richtig aus dem Innern aufgefaßte Figur die Wahrheit des Ausdrucks bis zur höchsten Kraft! Wie tiefgreifend ist nicht z. B. die in Othello fortstreichende Figur der zweiten Violine und der Viola in Mozarts Arie: *Non mi dir bel idol mio*, etc. Auch rücksichtlich der Figuren läßt sich nichts künstlich ersinnen, nichts hinzumachen; die lebendigen Farben des Tongebichts heben das kleinste Detail glänzend hervor, und jeder fremde Schmuck würde nur entstellen statt zu zieren. Eben so ist es mit der Wahl der Tonart, mit dem Forte und Piano, das aus dem tiefen Charakter des Stücks hervorgeht, und nicht etwa der Abwechslung wegen dastehen soll, und mit allen übrigen untergeordneten Ausdrucksmitteln, die sich dem Musiker darbieten.

Den zweifelhaften, nach Effect ringenden, missmutigen Tonbildner, wohnt nur der Genius in ihm, kann man unbedingt damit trösten, daß sein wahres, tiefes Eingehen in die Werke der Meister ihn bald mit dem Geiste dieser selbst in einen geheimnißvollen Rapport bringen, und daß dieser die ruhende Kraft entzünden, ja die Erntase herbeiführen werde, in der er wie aus dumpfem Schlafe zum neuen Leben erwacht und die wunderbarsten Laute seiner innern Musik vernimmt; dann gibt ihm sein Studium der Harmonik, seine technische Übung, die Kraft, jene Musik, die sonst vorüberausgehen würde, festzuhalten, und die Begeisterung, welche das Werk gebär, wird im wunderbaren Nachklinge den Zuhörer mächtig ergreifen, so daß er der Seligkeit theilhaftig wird, die den Musiker in jenen Stunden der Reife umfing. Dieß ist aber der wahrhaftige Effect des aus dem Innern hervorgegangenen Tongebichts. —

7.

Johannes Kreislers Lehrbrief.

Da Du, mein lieber Johannes! mir nun wirklich aus der Lehre laufen, und auf Deine eigene Weise in der weiten Welt herumhandthieren willst, so ist es billig, daß ich, als Dein Meister, Dir einen Lehrbrief in den Saak schiebe, den Du sämmtlichen musikalischen Gilden und Zünften als Passport vorzeigen kannst. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umschweife thun, indem ich Dich aber im Spiegel anschau, fällt es mir recht wehmüthig ins Herz. Ich möchte Dir noch ein Mal Alles sagen, was wir zusammen gedacht und empfunden, wenn so in den Lehrjahren gewisse Momente eintraten.

Du weißt schon, was ich meine. Da wir Beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine spricht, der Andere das Maul nicht halten kann, so ist es wohl besser, ich schreibe wenigstens Einiges davon auf, gleichsam als Duvertüre, und Du kannst es denn manchmal lesen zu Deinem Fluß und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt Dich besser, als ich, wer hat so in Dein Inneres, ja aus Deinem Innern selbst herausgesehen, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennst, und daß eben aus diesem Grunde unser Verhältnis immer leidlich war, wiewohl wir die verschiedensten Meinungen über uns wechselten, da wir uns manchmal außerordentlich weise, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was weniges dämlich dünkten. Sieh, theurer Skolar! indem ich in vorstehenden Perioden das Wörtlein „Uns“ gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Bescheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular gesprochen, ja als ob wir beide am Ende auch nur Einer wären. Reisen wir uns von dieser tollen Einbildung los! Also noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt Dich besser, als ich, und wer vermag daher mit besserem Fug und Recht zu behaupten, daß Du jetzt diejenige Meisterschaft erlangt hast, welche nöthig ist, um ein schickliches gehöriges Lernen zu beginnen.

Was dazu hauptsächlich nothwendig scheint, ist Dir wirklich eigen worden. Du hast nämlich Dein Hörorgan so geschärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern versteckten Poeten (um mit Schubert zu reden* vernimmst, und wirklich nicht glaubst, Du seyst es nur, der gesprochen, sonst Niemand. — In einer lauen Juliusnacht saß ich einsam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennst, da trat der stille freundliche Jüngling, den wir Chrysofostomus nennen, zu mir und erzählte aus seiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters,“ so sprach er, „stieß an einen Wald voll Ton und Gesang. Jahr aus Jahr ein nistete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an dessen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Moosen und röhlichen Aern durchwachsender Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von diesem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter stattlicher Mann auf des Junkers Burg, seltsamlich gebildet und gekleidet. Jedem kam der Fremde sehr wunderlich vor, man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken, und dann doch nicht wieder das festgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, wiewohl er oft gestand, daß ihm in seiner Gegenwart sonderbar zu Muth würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernem unbekanntem Ländern und sonderbaren Menschen und Thieren erzählte, die ihm auf seinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann seine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalte, in dem er ohne Worte unbekannt, geheimnißvolle Dinge verständlich ausspreche. — Keiner konnte sich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genug seine Erzählungen hören, die auf unbegreiflicher Weise dunkles gestaltloses Ahnen in lichter erkenntnisfähiger Form vor des Geistes Auge brachten. Sang nun der Fremde allends zu seiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, so wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdischer Macht ergriffen, und es hieß: das könne kein Mensch, das müsse ein Engel seyn, der die Töne aus dem himmlischen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das schöne blutjunge Burgfräulein umstrickte der Frem-

* Schubert's Symmetrie des Traumes.

de ganz mit geheimnißvollen unaussprechlichen Banden. Sie wurden, da er sie im Gesange und Lautenspiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft schlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein seiner schon harrie. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Gesang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber so seltsam, so schauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher hinzugehen, oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verschwunden, und vergebens suchte man das Fräulein im ganzen Schlosse. Von folgender Angst, von der Ahnung des Entsetzlichen ergriffen, schwang sich der Vater auf das Pferd und sprengte nach dem Walde, den Namen seines Kindes in sproßlosem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde so oft mit dem Fräulein um Mitternacht saß und koste, sträubten sich die Mähnen des muthigen Pferdes, es schnaubte und pruhete; wie festgezaubert von einem höllischen Geiste, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd scheue sich vor der wunderlichen Form des Steines, er flog daher ab, um es vorüberzuführen, aber im Starrkrampf des Entsetzens stockten seine Pulse, und er stand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, schoben die Jägerleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchstichen ermordet und verscharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit nistet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und singt um Mitternacht in Klagen, das Innerste durchbringenden Weisen; aus dem Blute entstanden aber die wunderlichen Moose und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in seltsamlichen Farben prägen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen, aber der Baum, und vorzüglich der Stein zogen mich unwiderstehlich hin. So oft das Pfortchen in der Gartenmauer nicht verschlossen war, schlüpfte ich hinaus zu meinem lieben Stein, an dessen Moosen und Kräutern, die die seltsamsten Figuren bildeten, ich mich nicht satt sehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verstehen, und es war mir, als sähe ich allerlei abenteuerliche Geschichten, wie sie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beschauend, wieder ganz unwillkürlich an das schöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich sang, sich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer so innig rührte, daß ich, die liebsten Kinderspiele vergessend, mit hellen Thränen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Moose in den Sinn, so daß Beides mir bald nur eins schien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu der Zeit entwickelte sich meine Neigung zur Musik mit jedem Tage stärker, und mein Vater, selbst ein guter Musiker, ließ es sich recht angelegen seyn, mich sorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, sondern auch wohl einen Componisten aus mir zu bilden, weil ich so eifrig darüber her war, auf dem Clavier Melodien und Akkorde zu suchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zusammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Trostlosigkeit nie mehr das Clavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Tasten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Gesänge, die ich nie gehört, durchströmten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, sondern eben jene Gesänge, die mich wie Geisterstimmen umtönten, wären in den

Moosen des Steins, wie in geheimen wunderbaren Zeichen, aufbewahrt, und wenn man sie recht mit voller Liebe anschauet, müßten die Lieber des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmuthigen Stimme hervorgehen. Wirklich geschah es auch, daß der Stein betrachtend, ich oft in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herrlichen Gesang des Fräuleins vernahm, der meine Brust mit wunderbaren wonnevollem Schmerz erfüllte. Aber so wie ich seitdem das nachsingen oder auf dem Clavier nachspielen wollte, ging alles so deutlich Gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindischen, abentheuerlichen Beginnen verschloß ich oft das Instrument und bewachte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Gesänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten. Ich wurde ganz trostlos, und wenn ich nun vollends die Lieber und Uebungsstücke meines Vaters spielen sollte, die mir niedrig und unausstehlich geworden, wollte ich vorarbeiten vor Ungebud. So kam es denn, daß ich alles technische Studium der Musik vernachlässigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In späterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Lust zur Musik auf andere Weise. Die technische Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich des Mechanischen Herr wurde, desto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien sonst in meinem Gemüthe erklangen, wieder zu erlauschen. Der Musikdirektor des Lyceums, ein alter Mann und, wie man sagte, großer Contrapunktist, unterrichtete mich in Generalbass und in der Composition. Der wollte sogar Anleitung geben, wie man Melodien erfinden müsse, und ich that mir recht was darauf zu Gute, wenn ich ein Thema ergrübelte hatte, das sich in alle contrapunktische Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Musiker zu seyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da stand noch in meiner Zelle das alte kleine Clavier, an dem ich so manche Nacht geklirrt und Thränen des Amuths vergossen. Auch den wunderbaren Stein sah ich wieder, aber sehr klug geworden, lagte ich über meinen kindischen Wahnsinn, aus den Moosen Melodien heraussehen zu wollen. Doch konnte ich es mir selbst nicht abläugnen, daß der einsame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich mit wunderbaren Ahnungen umfing. Ja! — im Geiste liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauschte, es wie holbe herrliche Geisterstimmen ertönen, aber die Melodien, welche sie sangen, hatten ja längst in meiner Brust geruht, und wurden nun wach und lebendig! — Wie schaal, wie abgeschmact kam mir alles vor, was ich gesagt hatte, es schien mir gar keine Musik zu seyn, mein ganzes Streben, das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erschloß mir sein schimmerndes, herrliches Reich und ich wurde getröstet. Ich sah den Stein — seine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nellen, deren Düste sichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In den langen anschwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten sich die Strahlen zur Gestalt eines wunderbaren Weibes, aber die Gestalt war wieder himmlische, herrliche Musik! —

Die Geschichte unseres Chrysothomus hat, wie Du, lieber Johannes! einsehst, in der That viel Belehrendes, weshalb sie in dem Lehrbrieff den würdigen Platz findet. Wie trat doch so sichtbarlich aus einer fremden erbeetheten Zeit die hohe Macht in sein Leben, die ihn erweckte! — Unser Reich ist nicht von dieser

Wollt, sagen die Musiker, denn wo finden wir in der Natur, so wie der Maler und der Plastiker, den Prototypus unserer Kunst? — Der Ton wohnt überall; die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geistesreichs reden, ruhen nur in der Brust des Menschen. — Aber geht denn nicht, so wie der Geist des Tons, auch der Geist der Musik durch die ganze Natur? Der mechanisch affigirte, tönende Körper spricht ins Leben gedeutet sein Daseyn aus, oder vielmehr sein innerer Organismus tritt im Bewußtseyn hervor. Wie, wenn eben so der Geist der Musik, angeregt von dem Bewußtsein in geheimen, nur diesem vernehmbaren Anklängen, sich melodisch und harmonisch ausdrückt? Der Musiker, das heißt, der, in dessen Innerem die Musik sich zum deutlichen Klaren und Bewußtseyn entwickelt, ist überall von Melodie und Harmonie umflossen. Es ist kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Klänge, Strahlen, als Töne erscheinen, und er in ihrer Verschlingung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausspruch eines geistreichen Physikers, hören ein Sehen von innen ist, so wird dem Musiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innersten Bewußtseyn der Musik, die mit seinem Geiste gleichmäßig vibrirend aus Allem ertönt, was sein Auge erfährt. So würden die plötzlichen Anregungen des Musikers, das Entstehen der Melodien im Innern, das bewußtlose oder vielmehr das in Worten nicht darzustellende Erkennen und Auffassen der geheimen Musik der Natur als Prinzip des Lebens oder alles Wirkens in demselben seyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Säuseln des Windes, das Geräusch der Tauben u. a. m. sind dem Musiker erst einzelne ausgehaltene Akkorde, dann Melodien mit harmonischer Begleitung. Mit der Erkenntniß steigt der innere Wille, und mag der Musiker sich dann nicht zu der ihm umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetiseur zur Sonnambule, indem sein lebhaftes Wollen die Frage ist, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, desto höher steht der Musiker als Componist, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer besondern geistigen Kraft festzuhalten und festzubannen in Zeichen und Schrift, ist die Kunst des Componirens. Diese Macht ist das Erzeugniß der musikalischen künstlichen Ausbildung, die auf das ungezügelt geläufige Vorkommen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualisirten Sprache waltet solch innige Verbindung zwischen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns sich ohne seine Hieroglyphe — (den Buchstaben der Schrift) erzeugt, die Musik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren ge-

heimlichvollen Anklängen spricht sie zu uns, vergeblich ringen wir danach, diese in Zeichen festzubannen, und jenes künstliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung dessen, was wir erlauscht. — Mit diesen wenigen Sprüchen stelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Isisempels, damit Du fleißig forschen mögest, und Du wirst nun wohl recht lebhaft einsehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen musikalischen Kursus zu beginnen. Zeige diesen Lehrbrief Denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wissen, mit Dir an jenen Pforten stehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mit der Geschichte vom bösen Fremden und dem Burgfräulein nichts Rechtes anzufangen wissen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abenteuer, das so in das Leben des Chrysothomus einwirkte, ein treffendes Bild sey des irdischen Untergangs durch böses Wollen einer feindlichen Macht, dämonischer Mißbrauch der Musik, aber dann Aufschwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Gesang!

Und nun, Ihr guten Meister und Gesellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkstatt versammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in Eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß, indem Ihr nur lauschen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leisen Schlägen zu pochen wagt. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr sauber und nett Eure Hieroglyphen schreibt, er einige Krackelfüße mit einmischet, im Schönschreiben will er ja eben noch von Euch profitieren. —

Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es ist mir so, als würde ich Dich nicht wieder sehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden solltest, nachdem Du um mich, so wie Hamlet um den seligen Yorik, gehörig lamentirt hast, ein friedliches: Hic jacet, und ein:



Dieses Kreuz dient zugleich zum großen Inseigel meines Lehrbriefes, und so unterschreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler,
ci-devant Kapellmeister.

